This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

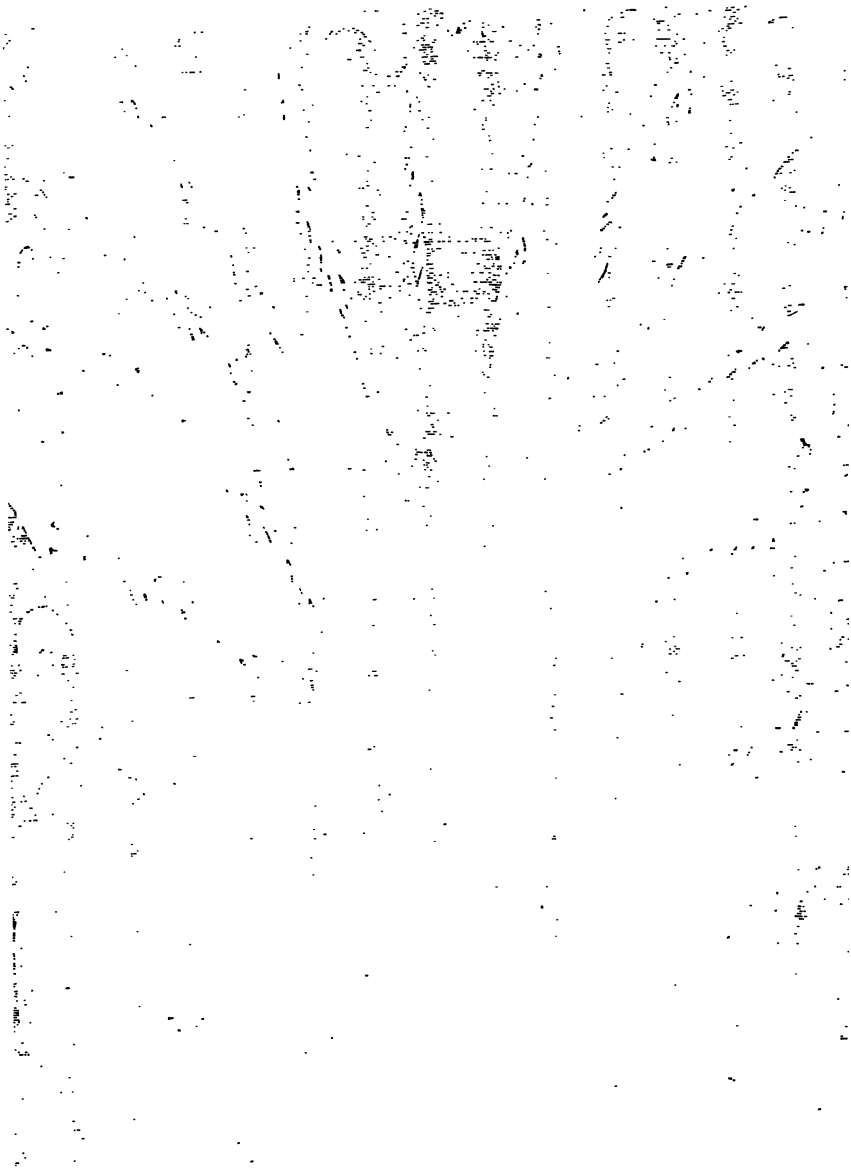
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

DIESES BUCH GEHÖRT:



Dieſes Buch wurde in der Deutſchen Buch- u. Kunſtdruckerei G. m. b. H. in Zoſſen gedruckt u. bei der Leipziger ▫ Buchbinderei-Actiengeſellſchaft ▫ in Leipzig gebunden.

Gift of

Veronica E. Tincher

LELAND STANFORD JUNIOR UNIVERSITY
ORGANIZED 1891

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Gogol, Novellen

Die Bücher des Deutſchen Hauſes

Herausgegeben von Rudolf Presber

Zweite Reihe

30. Band

Novellen

von

Nikolaus Gogol

Aus dem Ruſſiſchen übertragen und eingeleitet von

Fred M. Balte

Illuſtriert von J. R. Metz

1908
Buchverlag fürs Deutſche Haus
Berlin—Leipzig

„Wenn Bücher auch nicht
gut oder ſchlecht machen, beſſer
oder ſchlechter machen ſie doch!“

(Jean Paul)

Geleitwort

Geleitwort

Eine hohe, sinnende Stirn unter der schwarzen [illegible] schmiegsam anliegender Haare; verträ[illegible] Augen; eine zerrissene Seele, die da sucht und [illegible] und eine überquellende Phantasie.

Der Typus eines Kleinrussen.

Gogol.

Er liebte seine Heimat: Kleinrußland mit [illegible] Steppen, Wäldern und Flüssen, mit den bez[illegible] Nächten der Ukraina.

Doch nicht nur der Mensch Gogol [illegible] Das tun die meisten. Auch der K[illegible] die Heimat und sog immer neue Kraft [illegible]

Heute würde man Gogols künstlerisches Schaffen, wie das jetzt nun mal so üblich ist, sofort klassifizieren und unter die Rubrik „Heimatkunst" setzen.

Gogol hat aber mehr geboten. Nicht jedes Werk, in dem ein Sarafan vorkommt, ist, wie er einmal selbst

bemerkt hatte, deshalb kleinrussisch. Nein, die ganze Eigenart, der ganze sensitive Reiz eines Volksstammes und Landes muß erschöpft werden.

Und das ist Gogol gelungen.

Dann noch eins, warum Rußland Gogol preisen mußte: er war ein Neutöner. Er war der erste Realist der russischen Literatur, er hat zuerst den Realismus, der dann später unter Turgenjeff zum vollsten Siege gelangte, für die Dichtkunst gewonnen.

Freilich, Gogols Realismus war noch nicht reif. Es war ein schauerlicher Realismus mit im Hintergrunde blutig aufblitzendem Humor, verziert von phantastischen Arabesken. Es war ein ähnlicher Realismus, wie ihn unser E. Th. A. Hoffmann zeigte.

Im Anfangsstadium seines Schaffens war Gogol Romantiker. Doch er hatte das Glück, geistvollen und klugen Kritikern zu begegnen, die sein ureigenes Gebiet eher entdeckten als er. Und so wandte er sich dann von der Romantik ab.

Zu jener Zeit begegnete er Puschkin, und in dem freundschaftlichen Verhältnis, das sich bald zwischen den beiden gleichbedeutenden Dichtern entfaltete, fand Gogols umherflatternde Seele eine Ruhestätte.

Damals begann er mit Freude zu arbeiten und zu ſchaffen, und aus jener Periode ſtammen ſeine bedeutendſten Werke. Er ſchrieb in dieſer glücklichen Zeit die Komödie „Der Reviſor“, in der er, wie noch kein Schriftſteller vor ihm und wie auch keiner nach ihm, das ruſſiſche Beamtentum in ſeiner ärgſten Korruption verſpottet.

Verſpottet? Nein, noch mehr: mit blutigem Hohn überſchüttet an den Pranger ſtellt.

Und der Erfolg? Ganz Rußland lachte über den „Spaßmacher“. Spotteten ihrer ſelbſt und wußten nicht wie.

Gogol war von dieſem Erfolg aufs tiefſte verletzt. Er wollte erſchüttern, aufpeitſchen — und hatte nur unterhalten.

Die Schuld lag freilich nicht an ihm, ſondern an dem Publikum.

Doch welcher Schriftſteller iſt imſtande, kalt und ruhig zu erwägen, auf weſſen Seite die Schuld iſt?

So war denn auch Gogol tief betrübt, und nur die Freundſchaft Puſchkins hielt ihn noch aufrecht.

Doch er verwand auch dieſe Enttäuſchung und ſchrieb das großangelegte Werk „Tote Seelen“.

Er hatte es noch nicht ganz beendigt, als Puschkin in tragischster Weise den Tod fand.

Nun war Gogol wieder allein. Allein mit seiner beängstigend fruchtbaren Phantasie, allein mit seinen melancholischen Gedanken.

Sein Verhängnis nahte.

Er verfiel dem Einfluß eines fanatischen Priesters, wurde religiös und suchte in dem Schoß der Kirche Ruhe zu finden.

Er begann ein asketisches Leben zu führen, fastete, kasteite sich und betete.

Die drohende Geistesumnachtung begann sich immer mehr bemerkbar zu machen, und in einem Anfall dieser Umnachtung verbrannte er den eben fertig gewordenen zweiten Teil seiner „Toten Seelen".

Seine Melancholie vergrößerte sich, er fühlte sich von Phantasiebildern verfolgt, irrte ruhelos, gehetzt umher und suchte den Frieden.

Doch als er den Frieden, die Ruhe, aus der es kein Erwachen, keine Wiederkehr gibt, nahen fühlte, bemächtigte sich seiner Furcht.

Er fürchtete sich vor dem Tode.

Seine kranke Seele ſuchte den Himmel zu erſteigen und klebte doch noch zu ſehr am Irdiſchen.

Er quälte ſich, er litt Ungeheures an ſeeliſchen Schmerzen.

Dann ſtarb er in größter Todesangſt am einundzwanzigſten Februar achtzehnhundertzweiundfünfzig.

Seine letzten Worte waren ein Schrei: „Eine Leiter, eine Leiter!“

Berlin, April 1908.

Fred M. Balte.

Der Mantel

Der Mantel

Im Departement — — — — — —

Doch ich will lieber nicht deutlich bezeichnen, welches ich meine. Es gibt in Rußland keine empfindlichere Klasse als die verschiedenen Departements-, Regiments- und Kanzleibeamten — mit einem Wort, alles, was man unter Beamten versteht. Jeder von ihnen glaubt, wenn er persönlich gekränkt wird, die ganze Beamtenklasse in seiner Person beleidigt zu sehen.

Man erzählt sich sogar, daß vor nicht allzulanger Zeit ein Isprawnik — ich weiß nicht mehr, in welcher Stadt — einen Bericht verfaßt habe, in dem er klar beweisen wollte, daß die Einrichtungen der Regierung dem Verfall nahe sind, und daß man seinen Titel Isprawnik in entschieden verächtlichem Sinne ausspreche; zum Beweise legte er seinem Bericht einen ungeheuren dicken Band einer romantischen Erzählung bei, in der auf fast jeder zehnten Seite ein — stellenweise sogar betrunkener — Isprawnik vorkommt.

Und somit, um allen Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen, will ich lieber das Departement, von dem ich zu erzählen beginne, nicht näher bezeichnen, sondern einfach von „einem Departement" sprechen.

Also, in „einem Departement" diente „ein Beamter", der, offen gesagt, von ziemlich unbedeutendem Äußeren war. Nicht allzu groß von Wuchs, besaß er ein etwas pockennarbiges Gesicht, rötliches Haar mit einem schon beginnenden Mondschein an der Stirne, von Runzeln auf beiden Seiten durchfurchte Schläfen und Wangen mit einer krankhaften Gesichtsfarbe.

Was seinen Rang als Beamter betrifft — da man bei uns doch vor allen Dingen seinen Rang angeben muß — so war er, was man einen „ewigen Titularrat" zu nennen pflegt.

Der Name unseres Beamten war Baschmatschkin; sein Tauf- und Vatersname Akakij Akakjewitsch.

Vielleicht findet der Leser diese Namen ein wenig seltsam und gesucht, aber er kann sicher sein, daß der Name durchaus nicht an den Haaren herbeigezogen ist, sondern die Umstände hatten es so gefügt, daß es gar nicht möglich war, ihm einen anderen Namen zu geben.

Und das hatte sich folgendermaßen zugetragen:

Akakij Akakjewitsch erblickte — wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt — in der Nacht vom zweiundzwanzigsten zum dreiundzwanzigsten März das Licht der Welt. Seine selige Mutter, eine Beamtenfrau und ein sehr gutes Weib, machte sich, wie es sich gehört, bereit, ihr Kind taufen zu lassen. Seine Mutter lag noch in Wehen in dem der Tür gegenüber aufgestellten Bett, während zu ihrer Rechten der Vater Iwan Iwanowitsch Jeroschkin — ein prächtiger Mensch, der Tischvorsteher im Senat war — und die Patin Arina Semjenowna Bjelobrjuschkow, die Frau des Revieraufsehers, ein Weib von seltenen Tugenden, standen. Der Wöchnerin wurden drei Namen zur beliebigen Auswahl für den Täufling angeboten: Mukius, Sossius und Chosdasatius.

„Nein," sagte die Wöchnerin, „diese Namen gefallen mir doch nicht recht."

Um ihren Wünschen entgegenzukommen, wurde der Kalender an einer anderen Stelle aufgeschlagen, und man stieß wieder auf drei Namen: Trifilius, Dula und Warachasius.

„Das ist ja ärgerlich," sagte die Mutter. „Was sind denn das alles für Namen; ich habe noch nie

in meinem Leben davon gehört. Wenn's noch wenigstens Waradat oder Waruch wäre, aber Trifilius und Warachasius!"

Abermals wurde der Kalender aufgeschlagen — da standen: Pawsikachius und Wachtissius.

„Nun, ich sehe," sagte die Mutter, „daß es schon so vom Schicksal bestimmt ist. Wenn's einmal so ist, dann soll er lieber wie sein Vater heißen. Sein Vater war ein Akakij, mag der Sohn dann auch Akakij heißen."

Auf diese Weise kam der Name Akakij Akakjewitsch zustande.

Das Kind wurde getauft, wobei es weinte und Grimassen schnitt, als ahne es schon, daß es eines Tages Titularrat werden würde.

Ich habe dies alles nur darum angeführt, um den Leser zu überzeugen, daß der kleine Akakij unmöglich einen anderen Namen erhalten konnte.

Wann Akakij ins Departement eintrat und wer ihm zu dieser Stelle verholfen hat — dessen vermag sich kein Mensch mehr zu entsinnen. Wieviele Direktoren und andere Vorgesetzte auch wechselten — Akakij Akakjewitsch konnte man stets auf demselben Platze sehen,

ſtets in der gleichen Haltung, mit der gleichen Arbeit, mit dem gleichen Titel und dem gleichen Hilfsſchreiber, ſo daß man ſchließlich zu dem Glauben kam, daß er, genau ſo wie er jetzt war, in der Beamtenuniform und mit dem gelichteten Haar, zur Welt gekommen ſei.

Im Departement wurde ihm nicht die geringſte Achtung gezollt. Die Bureaudiener ſtanden nicht einmal von ihren Sitzen auf, wenn er eintrat, ja, ſie ſahen ihn ſogar nicht einmal an; ſein Kommen hatte für ſie nicht mehr Bedeutung als eine Fliege, die durchs Empfangszimmer geflogen kommt.

Seine Vorgeſetzten behandelten ihn kalt und deſpotiſch. Irgendein Gehilfe des Tiſchvorſtehers warf ihm einfach die Papiere hin, ohne es für nötig zu halten, ihm ein „ach, ſchreiben Sie das doch ab" oder „hier iſt eine intereſſante kleine Sache" oder etwas Ähnliches zu ſagen, wie das ſonſt üblich iſt.

Und Akakij nahm dann meiſtens die Akten, ohne hinzuſehen, von wem er ſie bekommen hatte und ob der Betreffende auch das Recht hatte, ſie ihm zu übergeben, und begann ſofort mit dem Abſchreiben.

Die jüngeren Beamten lachten über ihn, ſpotteten ihm nach und erzählten ſich in ſeiner Gegenwart ver-

schiedene aus der Luft gegriffene Geschichten über seine Wirtin, eine siebzigjährige Greisin, behaupteten, daß sie ihn prügele, und erkundigten sich, wann die Hochzeit sein würde, oder schütteten ihm Papierschnitzel aufs Haar und erklärten, es seien Schneeflocken. Aber Akakij Akakjewitsch fand niemals ein Wort zur Erwiderung auf diese Ungezogenheiten; er tat, als wäre überhaupt niemand um ihn. Ebensowenig hatten diese Neckereien einen Einfluß auf seine Arbeiten; inmitten all dieser Ablenkungen machte er auch nicht einen einzigen Fehler beim Schreiben. Nur wenn die Späße schon ganz unerträglich wurden, wenn er gestoßen und somit an seiner Arbeit gehindert wurde, sagte er: „Lassen Sie mich doch! Warum stören Sie mich?"

Und dabei lag etwas eigentümlich Rührendes in seinen Worten und in dem Ton, mit dem er sie aussprach, so daß eines Tages ein erst vor kurzer Zeit ins Departement gekommener Beamter, der nach dem Beispiele der anderen gleichfalls seinen Witz an ihm üben wollte, beim Klange dieser Stimme plötzlich wie angewurzelt stehen blieb, und seit der Zeit ganz verändert schien. Und noch lange nachher, selbst in den fröhlichsten Stunden, erschien ihm das Bild des kleinen

Beamten mit der kahlen Stirn, und an sein Ohr ertönten die durchdringenden Worte: „Lassen Sie mich doch! Warum stören Sie mich?"

Und aus diesen Worten klang noch etwas anderes —: „Ich bin dein Bruder."

Und der junge Mann dachte darüber nach, wie wenig echt menschliches Empfinden doch auf der Welt sei, und wieviel Roheit und Grausamkeit selbst in den Menschen steckte, die allgemein als gut und ehrlich gelten.

Wohl schwerlich konnte man einen Menschen finden, der so vollkommen nur seiner Pflicht lebte, wie Akakij Akakjewitsch. Oder besser gesagt, er arbeitete mit Leidenschaft und mit Liebe. Er sah in diesem Abschreiben von Akten seine eigene Welt vor sich. Der Genuß, den ihm das Abschreiben gewährte, prägte sich auf seinem Gesicht aus. Gewisse Buchstaben waren seine besonderen Lieblinge; wenn er an die betreffende Stelle kam, wurde er ein ganz anderer Mensch: er begann zu lächeln, blinzelte mit den Augen, schmatzte mit den Lippen, so daß man nach einiger Zeit und Beobachtung auf seinem Gesichte lesen konnte, welchen Buchstaben er gerade malte.

Wenn er im Verhältnis zu seinem Eifer belohnt

worden wäre, ſo würde er vielleicht — zu ſeinem eignen Erſtaunen — eines Tages unter die Staatsräte gekommen ſein; allein ſo hatte er ſich nur, wie ſeine Kollegen ſcherzten, eine Schnalle im Knopfloch und Hämorrhoiden durch ſeinen Eifer erworben.

Übrigens kann man nicht ſagen, daß er keiner Aufmerkſamkeit für würdig befunden wurde. Einer der Direktoren, der ein guter Menſch war, wollte ihn für ſeinen langen Dienſt belohnen und befahl, ihm eine Arbeit anzuvertrauen, die wichtiger war als das ewige Abſchreiben. Und zwar beſtand die neue Arbeit darin, daß aus irgendeiner Schrift ein Auszug gemacht werden ſollte, die Titel verſchiedener Akten abgeändert und hin und wieder das Pronomen der erſten Perſon durch das der dritten erſetzt werden ſollte.

Das bereitete aber Akakij Akakjewitſch eine ſolche Arbeit, daß er vollſtändig in Schweiß geriet, ſich die Stirne rieb und endlich ſagte:

„Nein, gebt mir lieber etwas abzuſchreiben.“

Von dieſem Augenblick an ließ man ihn bis an ſein Lebensende abſchreiben.

Außer dieſer ſeiner Schreibarbeit ſchien für ihn auf der Welt weiter nichts zu exiſtieren. Er dachte

nicht einmal an seine Kleidung; seine Uniform war schon so alt, daß man nicht unterscheiden konnte, ob sie ursprünglich grün oder rot gewesen war. Der Uniformkragen war so eng und schmal geworden, daß sein Hals, der durchaus nicht lang war, weit aus dem Kragen hervorragte und ungewöhnlich lang erschien — fast wie bei den kleinen Katern aus Gips mit den wackelnden Köpfen, die von den Händlern zum Verkauf umhergetragen werden.

Fast immer blieb irgendein Gegenstand an seiner Kleidung kleben: bald ein Stückchen Faden oder irgendein winziger Strohhalm. Zudem hatte er noch eine eigentümliche Vorliebe dafür, just in dem Augenblick, wo irgendein Abfall auf die Straße geworfen wurde, unter dem Fenster vorüberzugehen, und trug daher ewig auf seinem Hute Melonenkerne und ähnliches Zeug.

Noch kein einziges Mal in seinem Leben hatte er all dem, was sich täglich auf den Straßen regt und bewegt und auf das, wie bekannt, jeder Mensch achtet, Beachtung geschenkt. Er sah immer nur die sauberen, gleichmäßigen Buchstabenreihen seiner Abschriften vor sich, und nur, wenn er plötzlich an die Schnauze irgendeines Pferdes stieß, bemerkte er, daß er sich nicht im

Departement bei seinen Abschriften, sondern mitten auf der Straße befand.

Zu Hause angelangt, setzte er sich sofort zu Tisch, verzehrte in aller Eile seine Kohlsuppe und aß dann ein Stück Rindfleisch mit Zwiebeln, ohne überhaupt auf den Geschmack zu achten; er aß das alles, wie es gerade war, mit allen Fliegen und all den Dingen, die sich gerade zufällig im Essen befanden. War sein Hunger gestillt, so stand er sofort wieder auf, holte sich sein Tintenfaß und begann wieder Abschriften zu machen. Hatte er zufällig mal keine Schriftstücke zum Kopieren da, so schrieb er zu seinem eigenen Vergnügen Akten ab, besonders solche, die ihn — nicht wegen ihres schönen Stils, sondern vielmehr wegen des auf der Adresse befindlichen Namens einer hohen Persönlichkeit — fesselten.

Selbst um die Zeit, wo der graue Petersburger Himmel zu dunkeln beginnt und das ganze Völkchen der Beamten sein Mittagsmahl beendet hat; wenn alles sich schon von dem Gekritzel der Federn in den Bureaus und von all den Sorgen und Geschäften erholt, — sogar um diese Zeit, wenn alle anderen sich nach des Tages Arbeit dem Vergnügen und der Zerstreuung widmen,

blieb Akakij Akakjewitsch seiner Gewohnheit treu. Niemand vermochte zu behaupten, ihn jemals auf irgendeiner Abendgesellschaft gesehen zu haben. Wenn er genug geschrieben hatte, legte er sich zu Bett und freute sich schon im voraus auf die schönen Abschriften, die ihm vielleicht am nächsten Tage gegeben werden.

So floß das friedliche Leben eines Menschen dahin, der bei seinen vierhundert Rubeln Gehalt mit seinem Geschick vollkommen zufrieden war und vielleicht ein hohes Alter erreicht hätte, wenn ihn nicht einer jener unglücklichen Zwischenfälle getroffen hätte, vor denen weder die Titular-, noch die Geheimen, Wirklichen, Hof- und anderen Räte geschützt sind.

Alle diejenigen, die nur ein Jahresgehalt von vierhundert Rubeln oder da herum beziehen, besitzen in Petersburg einen furchtbaren Feind. Dieser Feind ist kein geringerer als die nordische Kälte, obgleich wiederum behauptet wird, daß sie der Gesundheit sehr zuträglich sei.

Gegen neun Uhr morgens, wenn die Straßen sich mit den in die verschiedenen Abteilungen eilenden Beamten beleben, beginnt er so lebhaft all die Nasen und Ohren zu zwicken, daß die armen Beamten nicht

wissen, wie sie sich vor dem Frost retten sollen. Um diese Zeit, wo sogar den hohen Würdenträgern vor Kälte der Kopf zu schmerzen beginnt und die Tränen aus den Augen treten, sind die armen Titularräte beinahe ungeschützt. Sie können sich nur dadurch vor dem Erfrieren retten, daß sie in ihren dünnen Überziehern so schnell wie möglich in aller Hast durch die fünf bis sechs Straßen eilen und dann in der Portierstube Freiübungen machen, um die erfrorenen Glieder wieder gebrauchen zu können.

Seit einiger Zeit empfand Akakij Akakjewitsch am Rücken und in den Schultern starke Stiche, obgleich er den Weg von seiner Wohnung zum Departement wie immer laufend zurücklegte. Er dachte darüber nach, ob nicht sein Mantel schon recht unvollkommen geworden sei, und begann ihn eines Tages, als er wieder zu Hause war, daraufhin zu untersuchen. Dabei entdeckte er, daß auf zwei, drei Stellen der Stoff derartig abgenutzt war, daß er sich durchscheinend wie ein Ölblatt und dünn wie ein Spinngewebe zeigte. Auch das Futter war leider vollkommen auseinandergegangen.

Ich muß noch bemerken, daß Akakij Akakjewitschs Mantel bisher seinen Kollegen stets zum Gegenstand

ihrer Späße gedient hatte. Man hatte ihm sogar den vornehmen Namen „Mantel“ geraubt und ihn „Kapuze“ getauft. Allerdings sah dieses Kleidungsstück tatsächlich seltsam genug aus. Der Kragen verkleinerte sich von Jahr zu Jahr, weil aus ihm immer der Stoff zur Ausbesserung anderer Stellen entnommen wurde. Die Ausbesserungen legten von der Kunst des Schneiders kein allzu gutes Zeugnis ab und sahen, namentlich, da sie in plumper Weise gemacht waren, gräßlich aus.

Als Akakij Akakjewitsch die Untersuchung beendet hatte, kam er zu dem Schluß, daß er seinen Mantel unbedingt zu Petrowitsch, dem Schneider, der hoch oben im vierten Stock einer Mietskaserne ein finsteres Gemach bewohnte, bringen müsse.

Ich hätte eigentlich keinen Grund, hier von diesem Schneider zu erzählen, aber da es nun einmal Brauch ist, in einer Erzählung den Charakter jeder einzelnen Persönlichkeit genau zu schildern, so bin ich gezwungen, mich auch mit Petrowitsch näher zu beschäftigen.

Einstmals, als er noch als Leibeigener seinem Herrn diente, hieß er einfach Gregor. Als er dann frei wurde, legte er sich zunächst den Namen Petrowitsch bei und begann dann, sich an allen Feiertagen zu betrinken.

Anfangs tat er es nur an den hohen Feſttagen, aber dann kam er ſchließlich ſoweit, daß er ſich an allen im Kalender mit einem Kreuz bezeichneten Tagen einen gehörigen Rauſch anlegte. In dieſer Beziehung hielt er ſich ſtreng an die Familientradition, und wenn ſeine Frau darüber keifte, ſo ſchimpfte er ſie aus, indem er ſie ein „weltliches Geſchöpf“ und eine „Deutſche“ nannte.

Da wir nun mal auf ſeine Frau zu ſprechen gekommen ſind, ſo iſt es nicht mehr als billig, auch über ſie ein paar Worte zu ſagen; leider können wir über ſie nicht mehr berichten, als daß ſie Petrowitſchs Frau war und ſtatt des üblichen ruſſiſchen Tuches eine Haube auf dem Kopfe trug. Beſonderer Schönheit konnte ſie ſich nicht rühmen, und die einzigen, die ſie auf der Straße beachteten, waren die Soldaten, die öfters mit ihr ihren Unſinn trieben.

Während Akakij Akakjewitſch die Treppe, die zur Dachſtube des Schneiders führte, erſtieg, berechnete er ſich, was wohl Petrowitſch für die Reparatur ſeines Mantels verlangen würde, und nahm ſich ſchließlich vor, ihm nicht mehr als höchſtens zwei Rubel zu geben.

Die Tür zum Zimmer des Schneiders ſtand offen, weil ſeine Frau beim Braten der Fiſche einen ſolchen Dampf verbreitet hatte, daß man ſogar die an den Wänden herumkriechenden Schaben kaum ſehen konnte.

Akakij Akakjewitſch durchſchritt, ohne von der Frau bemerkt zu werden, die Küche und trat in das Zimmer, wo der Schneider auf einem großen hölzernen, roh zuſammengehauenen, Tiſche mit untergeſchlagenen Beinen und bloßen Füßen ſaß.

Zunächſt fiel einem der Nagel an der einen Hand des Schneiders, der, verſtümmelt, hart und feſt wie eine Schildkrötenſchale war, in die Augen. Um den Hals trug Petrowitſch mehrere Strähnen Zwirn, und auf den Knien lag irgendein alter Rock. Schon ſeit einigen Minuten bemühte er ſich, ſeine Nadel einzufädeln, was ihm jedoch nicht glücken wollte, und er ſchimpfte daher kreuzjämmerlich auf die Dunkelheit und ſogar auf den Zwirnsfaden.

Akakij Akakjewitſch war es ſehr unangenehm, daß er Petrowitſch gerade im Zorne antraf. Er liebte es, ſeine Beſtellungen bei dem Schneider immer dann auszurichten, wenn der letztere ſchon ein klein wenig angeſäuſelt war oder, wie es ſeine Frau nannte, „ſich

mit Fusel vollgesoffen hatte". In diesem Zustand war der Schneider meistens immer gern bereit, etwas vom Preise abzulassen, und dankte außerdem noch jedesmal eine halbe Stunde lang für die Bestellung.

Freilich, manchmal kam dann nachher die Frau und weinte, daß ihr Mann betrunken gewesen sei und daher einen viel zu billigen Preis angesetzt habe. Dann legte man eben noch eine Kleinigkeit zu, und damit war die Sache erledigt.

Heute jedoch war Petrowitsch im nüchternen Zustande und daher kurz angebunden, querköpfig und fähig, einen erschreckend hohen Preis zu fordern.

Akakij Akakjewitsch hatte das schon bemerkt und wäre gern wieder umgekehrt; allein die Sache war schon mal angefangen.

Petrowitsch kniff sein einziges Auge zusammen, und Akakij Akakjewitsch murmelte unwillkürlich: „Guten Tag, Petrowitsch."

„Guten Tag, Herr," antwortete Petrowitsch und schielte nach Akakij Akakjewitschs Händen, um zu sehen, was für Arbeit er denn bringe.

„Ich wollte nur ... Petrowitsch ... einen Mantel ... das Zeug ... überall ist es meistens stark ...

es ist ein bißchen verstaubt, und sieht nur so alt aus, und nur an der einen Stelle ist es ein bißchen . . . auf dem Rücken, und hier auf der Schulter ist es ein bißchen durchgerieben, und auch auf dieser Schulter etwas . . . siehst du? Das ist alles. Es ist wenig Arbeit."

Petrowitsch nahm die „Kapuze", breitete sie über den Tisch aus und betrachtete sie lange schweigend. Dann schüttelte er den Kopf, holte sich vom Fenster seine Tabaksdose — ein rundes, mit dem Bildnis irgendeines Generals geschmücktes Schächtelchen — nahm eine Prise, betrachtete dann den Mantel von neuem, hielt ihn gegen das Licht und schüttelte abermals den Kopf; dann drehte er den Mantel um, besah das Futter, schüttelte wieder den Kopf und sagte, nachdem er sich die Nasenlöcher mit Tabak vollgestopft und die Dose wieder zugemacht hatte, zu Akakij Akakjewitsch:

„Da ist nichts mehr auszubessern. Es ist schon ein zu schlechtes Stück."

Bei diesen Worten krampfte sich dem armen Beamten das Herz zusammen.

„Wieso denn geht es nicht?" fragte er mit dem bittenden Tone eines Kindes. „Es ist doch weiter nichts, als die paar Risse an den Schultern, und du wirst

doch gewiß irgendein Stückchen Zeug zum Flicken übrig haben."

„Ja, Flicken hätte ich schon," erwiderte Petrowitsch, „aber wie sollte ich sie annähen? Das Tuch ist schon so dünn, daß es keinen Stich mehr aushält."

„Nun, wo der Stich nicht mehr hält, da setzt du dann eben einen neuen Flicken auf."

„Das hilft auch nichts mehr. Der Mantel ist schon so abgetragen, daß ihn ein Windstoß in Fetzen reißt."

„Nun, vielleicht könntest du ihn doch noch ausbessern — sieh mal — wirklich — . . ."

„Nein," antwortete Petrowitsch mit bestimmtem Tone. „Da ist nichts mehr zu machen. Sie sollten sich lieber, wenn der Winter kommt, Fußlappen draus machen; die halten bedeutend wärmer als Strümpfe. Und dann müßten Sie sich wohl unbedingt einen neuen Mantel bestellen."

Bei diesen Worten wurde es Akakij Akakjewitsch schwarz vor Augen. Ihm war, als drehe sich die ganze Schneiderwerkstatt um ihn herum. Er sah nur noch das verschmutzte Porträt auf der Tabaksdose des Schneiders; alles andere schien für ihn in einem seltsamen grauen Nebel unterzugehen.

„Einen neuen Mantel?“ murmelte er wie im Schlafe. „Aber ich habe dazu ja gar kein Geld.“

„Jawohl, einen neuen Mantel,“ wiederholte Petrowitſch mit grauſamer Gelaſſenheit.

„Nun, und wenn ſchon einen neuen, wieviel würde er dann wohl . . .?“

„Sie meinen, wieviel er koſten würde?“

„Ja.“

„Nun, ungefähr ſiebzig Rubel müßte man ſchon anlegen,“ antwortete Petrowitſch und kniff dabei vielſagend die Lippen zuſammen.

„Siebzig Rubel, für einen Mantel?“ rief Akakij Akakjewitſch.

„Ja,“ ſagte Petrowitſch, „aber dann wird's auch ein guter Mantel. Wenn man noch für den Kragen Marder nimmt und die Kapuze mit Seide füttert, ſo würde es ſich wohl alles in allem auf hundert Rubel ſtellen.“

„Petrowitſch, ich bitte dich,“ ſagte Akakij Akakjewitſch mit beſchwörender Stimme, ohne auf die Reden des Schneiders zu hören. „Mach dieſen Mantel irgendwie wieder zurecht, damit er wenigſtens noch einige Zeit vorhält.“

„Aber nein, das wäre unnütze Arbeit und verlorenes Geld," erwiderte Petrowitsch.

Akakij Akakjewitsch verließ daraufhin völlig vernichtet die Wohnung des Schneiders, während Petrowitsch noch lange, ohne seine Arbeit fortzusetzen, dastand und sehr zufrieden war, daß er sich fest gezeigt und auch sein Gewerbe so tapfer verteidigt hatte.

Wie im Traum kam Akakij Akakjewitsch auf die Straße hinaus. „Das ist mal so 'ne Sache," sagte er zu sich, „ich habe nicht gedacht, daß sie so ausgehen würde." Und dann fügte er nach einigem Schweigen hinzu: „Also so! Das hätte ich nicht gedacht, daß es so kommen würde." Dann folgte wieder einiges Schweigen, und dann sagte er wieder: „Solche Verlegenheit . . . was soll ich tun?"

Nachdem er sich so mit sich selbst unterhalten hatte, ging er, statt auf seine Wohnung zu, in einer ganz verkehrten Richtung, ohne es zu bemerken. Auf dem Wege schwärzte ihm ein Schornsteinfeger im Vorübergehen den Rücken, und von einem Neubau fiel ihm eine ganze Ladung Kalk auf den Kopf. Aber er sah und hörte nichts, und erwachte daher erst aus seiner Träumerei, als er gegen einen Wachtposten, der sich

gerade Schnupftabak aus der Dose auf die Handfläche streute, anprallte, und auch dann nur, weil ihn der Wächter anschrie: „Was kriechst du einem ins Gesicht? Hast du denn auf dem Trottoir keinen Platz?“

Diese Anrede weckte ihn aus seinem Sinnen, und er begab sich nach Hause. Auf seiner Stube angelangt, sammelte er seine Gedanken und begann dann mit sich selbst, offen und ehrlich, wie mit einem guten Freunde zu sprechen.

„Nein,“ sagte er, „heute hatte es gar keinen Zweck, mit Petrowitsch zu sprechen; er war schlechter Laune... wahrscheinlich hatte ihn seine Frau verprügelt ... ich will lieber am Sonntagmorgen zu ihm kommen, dann hat er gerade seinen Rausch vom Sonnabend ausgeschlafen und braucht Geld, um sich von neuem zu stärken ... seine Frau gibt ihm keins ... da drücke ich ihm eben ein paar Groschen in die Hand ... dann wird er gefügiger sein und mir den Mantel schon zurechtmachen.“

So diskutierte Akakij Akakjewitsch mit sich selbst über die Sache, ermutigte sich und wartete geduldig bis zum Sonntag.

Dann ging er wieder zum Schneider.

Als er von fern Petrowitschs Frau sich aus dem Hause entfernen sah, begab er sich schnell zu dem Mann hinauf, den er infolge des Sonnabends in recht angegriffenem Zustande fand; allein trotz alledem rief der Schneider, kaum, daß er erfuhr, was man von ihm wollte, abermals aus:

„Nein, das geht nicht, Sie müssen sich schon unbedingt einen neuen Mantel bestellen."

Akakij Akakjewitsch drückte ihm zwei Groschen in die Hand.

„Ich danke, lieber Herr, damit werde ich mich ein bißchen auf Eure Gesundheit stärken," sagte Petrowitsch. „Aber was Ihren alten Mantel anbetrifft, so brauchen Sie sich darüber nicht weiter aufzuregen; der ist für gar nichts mehr zu gebrauchen. Ich will Ihnen schon einen neuen feinen Mantel machen, dafür stehe ich ein."

Akakij Akakjewitsch drang zwar noch immer in den Schneider, ihm den alten Mantel auszubessern, allein Petrowitsch hörte ihn gar nicht an und sagte:

„Einen neuen Mantel mache ich Ihnen unbedingt zur Zufriedenheit, da können Sie sich darauf verlassen, dafür will ich schon mein Möglichstes tun. Man könnte

ſogar, wie es jetzt Mode iſt, für den Kragen zum Schließen ſilberne Haken und Öſen nehmen."

Akakij Akakjewitſch mußte ſich nunmehr endgültig davon überzeugen, daß er die Anſchaffung eines neuen Mantels nicht vermeiden könne, und fühlte ſich daher vollkommen entmutigt. Wie ſollte er ſich auch einen neuen Mantel machen laſſen, wo er doch kein Geld hatte, ihn zu bezahlen. Freilich konnte man auf die Gratifikation zu den Feiertagen warten. Aber über dieſes Geld war gleichfalls ſchon im voraus verfügt. Er mußte ſich unbedingt Beinkleider kaufen, beim Schuhmacher für Reparaturen bezahlen und ſich neue Wäſche anſchaffen, — mit einem Wort, die Gelder waren ſchon vollkommen verteilt, und ſelbſt wenn der Direktor ſo liebenswürdig ſein ſollte, die übliche Gratifikation von vierzig Rubeln auf fünfundvierzig oder fünfzig zu erhöhen, ſo blieb doch nur eine ſo kleine Summe zurück, die kaum einen Tropfen im Meer bedeutete.

Akakij Akakjewitſch wußte zwar, daß Petrowitſch manchmal aus Verrücktheit einen ſo hohen Preis forderte, daß ſeine Frau ſich kaum enthalten konnte, ihn wegen ſeiner Unverſchämtheit anzuſchnauzen. Er wußte auch, daß Petrowitſch ſchließlich auch für achtzig Rubel den

Mantel anfertigen würde; aber trotzdem, wo sollte er diese achtzig Rubel hernehmen? Die Hälfte davon hätte er vielleicht auftreiben können, vielleicht sogar etwas mehr; aber wo sollte die andere Hälfte herkommen?

Doch wir müssen zuvor dem Leser erklären, woher er die erste Hälfte haben konnte. Akakij Akakjewitsch hatte die Gewohnheit, von jedem Rubel, den er ausgab, zehn Kopeken in eine kleine Sparbüchse zu werfen. Nach Ablauf eines jeden Halbjahres kontrollierte er die sich angehäufte Summe und wechselte die Kupferstücke in Silber um. So hatte er es schon seit langer Zeit getrieben und auf diese Weise im Laufe von mehreren Jahren etwas über vierzig Rubel gespart.

Somit hatte er jetzt die Hälfte der erforderlichen Summe zur Verfügung. Aber woher die andere? Woher die übrigen vierzig Rubel? Akakij Akakjewitsch dachte, dachte und kam schließlich zu dem Resultat, daß es erforderlich sei, die verschiedenen täglichen Ausgaben mindestens auf die Dauer eines Jahres zu verringern, also sich abends ohne Tee zu behelfen, in dem Zimmer seiner Wirtin zu arbeiten, um im eigenen das Licht zu sparen; ebenso vorsichtig über die gepflasterte Straße zu gehen, um die Schuhsohlen zu schonen, und

möglichſt nicht allzuoft die Wäſche zum Waſchen zu geben.

Anfangs wurde es ihm recht ſchwer, ſich an dieſe Entbehrungen zu gewöhnen; aber allmählich wurde es immer leichter und leichter, ſo daß er ſich ſchließlich ſogar ohne Abendeſſen zu Bett begeben konnte. Wenn er auch dabei hungerte, ſo nährte er ſich eben geiſtig durch den Gedanken an den neuen Mantel.

Sein ganzes Leben erſchien ihm jetzt zweckvoller, gerade als ob er geheiratet hätte und eine Gefährtin beſäße, die ihn auf ſeinem Lebenswege begleitet. — Und dieſe Gefährtin ſeiner Phantaſie war niemand anders als ſein zukünftiger wattierter und gefütterter Mantel.

Akakij Akakjewitſch wurde jetzt bedeutend lebhafter und charakterfeſter, wie eben ein Mann, der ſich ein Ziel geſetzt hat, nach dem er ſtrebt. Nicht nur in ſeinem Geſicht, ſondern auch in ſeinen Taten prägte ſich jetzt an Stelle des früheren zweifelhaften unentſchiedenen Weſens eine feſte Entſchloſſenheit aus. Bisweilen ſtrahlte ein noch nie dageweſener Glanz aus ſeinen Augen, und in ſeinen kühnſten Träumen verſtieg er ſich ſogar zu der Erwägung, ob er ſich nicht einen Marderkragen an ſeinen Mantel machen laſſen ſolle.

Das Nachdenken über dieſe Frage brachte ihn in eigentümliche Zerſtreutheit.

Wenigſtens einmal monatlich begab er ſich zu Petrowitſch, um mit ihm über den Mantel zu ſprechen: Wo man das Zeug am vorteilhafteſten kaufen würde, und welche Farbe und Preis es haben ſolle — — und jedesmal kam er nach ſolchen Beſuchen, wenn auch beſorgt, ſo doch ſtets ſehr zufrieden nach Hauſe und war glücklich im Gedanken, daß endlich doch bald die Zeit kommt, wo er alles kaufen könnte und wo der Mantel fertig ſein würde.

Die Sache ging raſcher, als er es gehofft hatte. Wider alle Erwartung beſtimmte der Direktor für Akakij Akakjewitſch eine Gratifikation von — weder vierzig noch fünfundvierzig, ſondern von ganzen ſechzig Rubeln.

Hatte der würdige Direktor bemerkt, daß Akakij Akakjewitſch einen Mantel brauchte? Oder war es ein Zufall? — jedenfalls: Akakij Akakjewitſch hatte nun zwanzig Rubel mehr, als er gerechnet hatte. Dieſe Kapitalsvermehrung beſchleunigte natürlich die Sache.

Nur noch zwei bis drei Monate leichten Hungerns — dann hatte Akakij Akakjewitſch ſeine achtzig Rubel

zusammen. Sein sonst so ruhiges Herz begann heftig zu schlagen.

Kaum hatte er die achtzig Rubel vollständig beisammen, da begab er sich sofort mit Petrowitsch in einen Laden und kaufte dort ein gutes Tuch. Das Tuch war sehr gut, was auch weiter kein Wunder ist, da die beiden schon seit einem halben Jahre unaufhörlich darüber nachgedacht und darüber gesprochen hatten, und allmonatlich in den Läden umhergegangen waren, um sich nach den Preisen zu erkundigen; dafür mußte sogar aber auch Petrowitsch zugeben, daß es ein besseres Tuch gar nicht geben könne.

Für das Futter nahmen sie Kaliko, aber ein derartig festes und starkes Zeug, daß es, wie Petrowitsch sagte, bedeutend besser als Seide war und auch viel schöner und glanzvoller aussah. Marderfell kauften sie nicht, weil es schließlich doch zu teuer war, und nahmen an seiner Stelle ein Katzenfell — das beste, das im Laden vorhanden war und das von weitem entschieden wie Marder aussah.

Petrowitsch arbeitete an dem Kleidungsstück ganze zwei Wochen und nahm dafür zwölf Rubel. Billiger

ging es nicht gut, weil alles auf Seide mit doppelten Nähten gearbeitet war.

Das war . . . es ist schwer zu sagen, welcher Tag, aber es war jedenfalls der feierlichste Tag im Leben Akakij Akakjewitschs, als Petrowitsch endlich den Mantel brachte. Er brachte ihn am frühen Morgen, kurz bevor Akakij Akakjewitsch sich ins Departement begeben mußte. Zu keiner anderen Zeit wäre ihm der Mantel so gelegen gekommen, wie gerade an dem Tage, weil die Kälte sich bereits sehr stark fühlbar machte.

Petrowitsch brachte den Mantel mit einer würdevollen Miene, wie sich's für einen guten Schneider ziemt. Sein Gesicht zeigte einen so bedeutenden Ausdruck, wie ihn Akakij Akakjewitsch noch nie gesehen hatte. Es schien, als sei er sich vollkommen bewußt, daß er eine große Tat vollbracht hatte und sich damit lebhaft von den anderen Schneidern, die nur Flickarbeit verrichten, unterscheide.

Petrowitsch nahm den Mantel aus seinem neuen, eben aus der Wäsche gekommenen Schnupftuch, in das er ihn eingewickelt hatte, blickte stolz auf das Erzeugnis seiner Kunst und warf ihn dann sehr geschickt

Akakij Akakjewitſch über die Schultern; dann taſtete und ſtrich er die Falten glatt.

Akakij Akakjewitſch wollte als erfahrener Mann auch die Ärmel probieren; Petrowitſch half ihm den Mantel anziehen und ſiehe, auch die Ärmel ſaßen gut. Mit einem Wort, es zeigte ſich, daß der Mantel tadellos und wie angegoſſen ſaß. Petrowitſch verſäumte bei dieſer Gelegenheit auch nicht zu betonen, daß er, nur weil er Akakij Akakjewitſch ſchon ſo lange kenne, den Mantel für dieſen billigen Preis gemacht habe, während man auf dem Newski Proſpekt ihm wohl für die bloße Arbeit allein fünfundſiebzig Rubel abgenommen hätte.

Akakij Akakjewitſch fühlte kein Verlangen, mit Petrowitſch über dieſe Frage weiter zu disputieren, und fürchtete ſich auch außerdem vor den rieſigen Zahlen, mit denen ihm Petrowitſch zu imponieren ſuchte. Er rechnete daher mit ihm ab, dankte ihm und begab ſich ſogleich mit dem neuen Mantel ins Departement.

Petrowitſch folgte ihm auf dem Fuße und ſchaute dann, auf der Straße zurückbleibend, noch lange hinter ihm her. Dann lief er ſchnell durch einige Seitenſtraßen, um ſeinem Mantel wieder von vorne begegnen zu können.

Unterdeſſen ging Akakij Akakjewitſch in der gehobenſten Stimmung ſeinen Weg in das Bureau. Er fühlte in jedem Augenblick, daß er auf den Schultern einen neuen Mantel trug, und brach ſogar mehrmals vor innerer Zufriedenheit in Lachen aus.

Den ganzen Weg über ſah er gar nicht, was um ihn war, und befand ſich in dieſer Weiſe plötzlich vor dem Departement; in der Portierſtube legte er ſeinen Mantel ab, beſah ihn von allen Seiten und empfahl ihn der beſonderen Sorgfalt des Schweizers.

Es iſt unerklärlich, wieſo plötzlich alle im Departement wußten, daß Akakij Akakjewitſch im Beſitz eines neuen Mantels ſei und daß die alte Kapuze nicht mehr exiſtierte. Jedenfalls, im ſelben Moment, als die Kollegen das erfahren hatten, kamen ſie auch ſchon alle in die Portierſtube gelaufen, um Akakij Akakjewitſchs neuen Mantel zu beſtaunen.

Sie begannen ihn zu beglückwünſchen und zu begrüßen und ſprachen ſchließlich davon, daß es notwendig ſei, den neuen Mantel zu begießen und daß er, Akakij Akakjewitſch, zum mindeſten einen Abend geben müſſe.

Bei dieſen Worten wurde Akakij Akakjewitſch voll-

kommen verlegen und wußte gar nicht, was er ihnen ſagen und wie er ſich davon befreien ſollte. Schließlich begann er mit verräteriſch rotem Geſicht zu beteuern, daß ſein Mantel durchaus nicht neu ſei, ſondern ſchon ziemlich alt. Am Ende wollte irgendein Gehilfe des Tiſchvorſtehers beweiſen, daß er durchaus nicht ſtolz ſei und auch mit Niedrigerſtehenden verkehre, und ſagte daher:

„Alſo gut, ich werde an Stelle von Akakij Akakjewitſch einen Abend geben und bitte Sie daher alle, heute abend zu mir zum Tee zu kommen; ich habe außerdem heute gerade auch noch Namenstag."

Die Beamten beglückwünſchten natürlich ſofort den Gehilfen des Tiſchvorſtehers und nahmen dann ſeine Einladung mit Vergnügen an.

Akakij Akakjewitſch wollte ſich ausreden; allein alle drangen auf ihn ein, ſagten, daß es unhöflich von ihm ſei, nicht zu kommen, ſo daß er die Einladung ſchließlich annahm. Übrigens war es ihm nachher gar nicht unangenehm, denn er erinnerte ſich, daß er infolge dieſer Einladung ja Gelegenheit bekommen habe, heute auch am Abend ſeinen neuen Mantel zu tragen.

Der ganze Tag war für Akakij Akakjewitſch ein

großer Feiertag. Er kehrte in der allerglücklichsten Stimmung nach Hause zurück, zog seinen Mantel ab und hängte ihn sorglich an die Wand, wobei er nochmals sich an dem Stoff und dem Futter freute. Dann holte er absichtlich zum Vergleich seine vollkommen auseinandergegangene alte Kapuze hervor. Er blickte die beiden Kleidungsstücke an und mußte dann selbst über den gewaltigen Unterschied zwischen beiden lachen.

Dann aß er fröhlich Mittag. Ausnahmsweise schrieb er heute nach dem Essen nicht, nahm auch keinerlei Papiere vor, sondern lag, ohne etwas zu tun, mit offenen Augen auf dem Bett, bis es zu dunkeln anfing; darauf kleidete er sich ohne jede übereilte Hast an, legte den Mantel um die Schultern und ging auf die Straße.

Wo der heutige Gastgeber wohnte, können wir zu unserem Bedauern nicht mitteilen; wir wissen jedoch nur das eine, daß er im besseren Viertel der Stadt und somit recht weit von Akakij Akakjewitsch hauste. Der letztere ging zunächst durch leere, kaum beleuchtete Straßen, die dann, je mehr er sich der Wohnung des anderen Beamten näherte, immer belebter und heller wurden.

Akakij Akakjewitsch blickte auf dieses ganze

Straßenleben mit neugierigen Augen. Alles erſchien ihm ſo ungewohnt; denn er war ſchon ſeit Jahren nicht mehr abends durch die Straßen gegangen, und er betrachtete daher mit Aufmerkſamkeit die hell erleuchteten Fenſterläden und muſterte neugierig die ausgeſtellten Sachen.

Endlich hatte er die Wohnung des Gehilfen des Tiſchvorſtehers erreicht.

Der Gaſtgeber lebte auf großem Fuße. Seine Wohnung befand ſich in der zweiten Etage, und die Treppe war durch eine Laterne hell erleuchtet. Als Akakij Akakjewitſch das Vorzimmer betrat, erblickte er auf dem Fußboden an der Wand entlang ganze Reihen von Gummiſchuhen und mitten unter ihnen in einer Ecke des Zimmers einen brodelnden und dampfenden Samowar. An den Wänden hingen die Mäntel und Pelze, unter denen ſich ſogar einige mit Biberkragen und Plüſchaufſchlägen befanden.

Durch die Tür des anſtoßenden Zimmers hörte man Geräuſch und Geſpräche, und ab und zu kam ein Diener mit einem Teebrett, das mit geleerten Gläſern, Milchkännchen und Kakesdoſen bedeckt war, durch das Zimmer geſchritten. Aus all dem konnte man erſehen, daß die

Gäſte ſchon ziemlich lange zuſammen waren und bereits die erſten Gläſer hinter ſich hatten.

Akakij Akakjewitſch ging, nachdem er ſeinen Mantel aufgehängt hatte, in das Zimmer und ſah im erſten Moment weiter nichts vor ſich als Lichter, Menſchen, Pfeifen, Kartentiſche und Tabaksrauch.

Er blieb in plumper Haltung mitten im Zimmer ſtehen und ſuchte ſich darüber ſchlüſſig zu werden, was er eigentlich machen ſolle. Allein er war ſchon bemerkt worden und wurde mit lauten Rufen empfangen, und abermals gingen alle wieder ſofort ins Vorzimmer, um von neuem ſeinen Mantel zu betrachten. Akakij Akakjewitſch war zwar zum Teil ſehr konfus dadurch geworden, aber wiederum freute er ſich andererſeits ſehr darüber, daß alle ſeinen Mantel ſo eifrig lobten.

Nachher, verſteht ſich's, ließen die anderen ihn und auch ſeinen Mantel in Ruhe und wandten ſich — wie das ſchon ſo üblich iſt — den Kartenſpielen zu. All dies ganze: der Lärm, das Geſpräch und die Menge Menſchen — alles kam Akakij Akakjewitſch ſo ſonderbar vor. Er wußte einfach nicht, was er eigentlich tun und wo er ſeine Hände, Füße und überhaupt ſeinen ganzen Körper unterbringen ſollte; ſchließlich ſetzte er

sich zu den Spielern und begann ihnen beim Spiel zuzuschauen.

Nach einiger Zeit fing er an zu gähnen und fühlte sich sehr gelangweilt — um so mehr, als schon längst die Zeit, zu der er sich gewöhnlich schlafen legte, überschritten war. Er wollte sich vom Hausherrn verabschieden; allein die anderen Gäste ließen ihn nicht fort, indem sie behaupteten, daß er verpflichtet sei, zu Ehren seines neuen Kleidungsstückes noch ein Glas Champagner zu trinken.

Nach einer Stunde wurde dann das Abendessen aufgetragen und Akakij Akakjewitsch trank dabei zwei Glas Champagner, worauf er sich bedeutend vergnügter fühlte, trotzdem aber nicht zu vergessen vermochte, daß es schon zwölf war und somit höchste Zeit zur Heimkehr. Um nicht wieder vom Hausherrn zurückgehalten zu werden, entfernte er sich leise aus dem Zimmer, suchte sich im Vorzimmer seinen Mantel, den er zu seinem Bedauern auf dem Boden liegend fand, putzte ihn ab, zog ihn an und begab sich dann die Treppe hinab nach unten.

Auf der Straße war noch alles hell. Akakij Akakjewitsch ging in der fröhlichsten Gemütsverfassung ein-

her und bekam ſogar den plötzlichen Einfall, einer Dame, die wie ein Blitz an ihm vorüberging, nachzulaufen, gab das jedoch wieder auf und ging in ſeinem üblichen langſamen Schritt weiter.

Bald befand er ſich wieder in den einſamen Straßen; die Laternen wurden ſpärlicher und hier und da erblickte man hölzerne Häuſer und Gärten. Akakij Akakjewitſch näherte ſich der Stelle, wo die Straße einen endloſen öden Platz kreuzte.

In der Ferne, Gott weiß wo, blinkte aus irgendeinem Häuschen, das am Rande der Welt zu ſtehen ſchien, ein Feuer. Akakij Akakjewitſchs Fröhlichkeit verkleinerte ſich hier ganz bedeutend. Er betrat den Platz mit unwillkürlicher Furcht, als ahnte ſein Herz irgend etwas Schreckliches. Er ſah ſich um und ſpähte nach allen Seiten aus — überall gähnte ihm undurchdringliche Dunkelheit ſchwarz entgegen.

„Nein, lieber nichts ſehen," dachte er bei ſich und ging mit zuſammengekniffenen Augen weiter. Als er ſeine Augen wieder aufſchlug, um zu ſehen, ob nicht das Ende des Platzes ſchon gekommen ſei, ſah er plötzlich, daß dicht vor ihm irgendwelche Leute mit Schnurrbärten ſtanden.

Ihm drehte ſich alles vor Augen und ſein Herz ſchlug heftig.

„Das iſt ja mein Mantel," rief der eine mit donnernder Stimme und faßte an den Kragen.

Akakij Akakjewitſch wollte proteſtieren, aber im ſelben Augenblick hielt ihm der andere ſeine rieſige Fauſt vor den Mund: „Wenn du einen Ton von dir gibſt? . . ."

Akakij Akakjewitſch fühlte nur, wie ihm der Mantel abgezogen wurde, dann bekam er einen Fußtritt, fiel lang in den Schnee hin und wurde bewußtlos.

Nach einigen Minuten kam er wieder zu ſich und ſtand auf; aber es war niemand mehr zu ſehen. Er fühlte, daß es hier auf dem Platz ſehr kalt war und daß ihm ſein Mantel fehlte, und begann laut zu ſchreien. Allein der Klang ſeiner Stimme verhallte in der Dunkelheit.

In ſeiner Verzweiflung lief er, unaufhörlich ſchreiend, über den Platz direkt auf das kleine Häuschen zu, neben welchem der Wächter, auf ſeine Hellebarde gelehnt, in aller Seelenruhe daſtand und ihm neugierig entgegenſah, wahrſcheinlich begierig, zu erfahren, aus

welchem Grunde dieſer Menſch da ſchreiend zu ihm gelaufen kommt.

Akakij Akakjewitſch begann, als er ihn erreicht hatte, mit atemloſer Stimme von neuem zu ſchreien, und warf ihm vor, daß er ſchlafe und nicht aufpaſſe, wenn ein Menſch beraubt wird. Der Wächter erwiderte, daß er nichts geſehen, ſondern nur zwei Menſchen auf dem Platz bemerkt habe, die er für Freunde hielt; er ſolle lieber, ſtatt hier nutzlos zu ſchimpfen, morgen zum Aufſeher gehen, der dann ſchon herausbekommen würde, wer ihn ſeines Mantels beraubt habe.

Akakij Akakjewitſch kam vollſtändig verſtört nach Hauſe: ſeine wenigen Haare waren zerrauft und ſein ganzer Anzug mit Schnee bedeckt. Die alte Wirtin ſprang, als ſie ſein furchtbares Klopfen an der Haustür vernahm, eiligſt aus dem Bett und kam, mit einem Pantoffel an den Füßen und im tiefſten Negligee zur Tür gelaufen, prallte jedoch vor Schreck zurück, als ſie ihren Mieter in dieſem Zuſtande erblickte. Nachdem Akakij Akakjewitſch ihr alles erzählt hatte, ſchlug ſie vor Entſetzen die Hände zuſammen und erklärte es für durchaus notwendig, ſofort direkt zum Revieraufſeher zu gehen, mit dem ſie übrigens bekannt ſei, da die

Anna, die früher bei ihr als Köchin gedient hatte, jetzt beim Revieraufseher als Amme in Stellung sei.

Akakij Akakjewitsch hörte ihren Vorschlag traurig an und entfernte sich dann in sein Zimmer, wo er eine schreckliche Nacht zubrachte.

Am frühen Morgen begab er sich sofort zum Revieraufseher. Dort wurde ihm der Bescheid, daß der Gewaltige noch schlafe. Er kam also um 10 Uhr wieder — abermals hieß es: er schläft. Er kam um 11 Uhr: der Revieraufseher war noch nicht zu Hause. Er kam um die Mittagszeit — allein die Schreiber im Empfangszimmer wollten ihn durchaus nicht vorlassen und drängten ihn, ihnen zu sagen, in welcher Angelegenheit er komme, was er wolle und was vorgefallen sei, bis schließlich Akakij Akakjewitsch sich zum erstenmal in seinem Leben energisch zeigte und ihnen kurz und bündig sagte, daß er unbedingt persönlich mit dem Revieraufseher sprechen müßte, daß sie es nicht wagen dürften, ihn nicht vorzulassen, daß er aus dem Departement in einer dienstlichen Angelegenheit komme und daß sie, falls er sich über sie beschweren würde, durchaus keinen Grund mehr zum Lachen haben würden. Daraufhin wagten die Schreiber nichts mehr zu erwidern und einer

von ihnen ging dann auch hinein, um den Revieraufseher herauszurufen.

Der Revieraufseher nahm die Erzählung vom geraubten Mantel recht ungläubig auf. Anstatt seine Aufmerksamkeit auf den Hauptpunkt der Sache zu konzentrieren, begann er Akakij Akakjewitsch allerlei Fragen vorzulegen, wie zum Beispiel, warum er so spät heimgegangen sei? ob er nicht irgendein liederliches Haus besucht habe? usw., so daß Akakij Akakjewitsch ganz verwirrt wurde und schließlich den Revieraufseher verließ, ohne selbst zu wissen, ob die Angelegenheit mit seinem Mantel in den richtigen Weg geleitet werden wird oder nicht.

An diesem Tage war er — zum erstenmal in seinem Leben — nicht ins Bureau gegangen. Am anderen Morgen erschien er jedoch, sehr bleich und in der alten Kapuze, die sein Aussehen noch kläglicher machte, wieder im Departement. Die Erzählung vom Raube des Mantels ging, trotzdem sich unter den Beamten einige befanden, die auch in diesem Falle die Gelegenheit, sich über Akakij Akakjewitsch lustig zu machen, nicht vorübergehen lassen konnten, doch den meisten sehr nahe. Es wurde sogleich beschlossen, eine Kollekte für ihn

zu machen; allein es kam, da die Beamten schon ohnehin schlecht bei Kasse waren, ein außerordentlich niedriger Betrag zusammen.

Einer der Kollegen entschloß sich, vom Mitleid gelenkt, Akakij Akakjewitsch wenigstens einen guten Rat zu geben und sagte ihm, daß er nicht zum Revieraufseher gehen solle, der ja doch nicht viel zur Sache machen könne, sondern sich lieber an irgendeine einflußreiche Persönlichkeit wenden, die allein veranlassen könnte, daß die Sache in Gang kommt. Infolgedessen entschloß sich Akakij Akakjewitsch eine einflußreiche Persönlichkeit aufzusuchen.

Welche Stellung diese Persönlichkeit bekleidete und welchem Rang sie angehörte, wußte eigentlich niemand. Es war weiter nichts bekannt, als daß die Persönlichkeit erst vor nicht allzulanger Zeit einflußreich geworden war. Der Mensch hatte übrigens alle möglichen Mittel in Bewegung gesetzt, um diesen Rang zu erreichen, und hatte sich auffallend schnell in diese höhere Sphäre eingelebt. So nötigte er zum Beispiel andere Beamte, unten an der Treppe zu warten, wenn er sich in sein Kabinett begab, und machte es außerdem fast unmöglich, direkt zu ihm zu gelangen; vielmehr mußte alles

seinen Instanzenweg gehen: der Kollegiensekretär übergab die Angelegenheit dem Gouvernementssekretär, der Gouvernementssekretär übergab sie irgendeinem Titularrat, und so kam sie schließlich bis zur einflußreichen Persönlichkeit selbst.

Der Empfang und die Umgangsweise dieses einflußreichen Herrn waren imponierend, jedoch sehr kurz. Die Hauptstütze seines Arbeitsystems war die Strenge. „Strenge, Strenge und nochmals Stenge," pflegete er gewöhnlich zu sagen. Übrigens hatte er gar keinen Grund, dieses immer zu wiederholen, weil die zehn Beamten, die das ganze Personal seiner Kanzlei bildeten, auch ohnedies in steter Furcht vor ihm lebten. Sobald sie ihn nur kommen sahen, ließen sie ihre Sachen im Stich, sprangen auf und warteten in militärischer Haltung, bis ihr Chef durchgegangen war. Das Gespräch des hochgestellten Mannes mit seinen Untergebenen bestand eigentlich nur aus folgenden drei Fragen: „Wie wagen Sie es? Wissen Sie auch, mit wem Sie reden? Begreifen Sie auch, wer vor Ihnen steht?"

Im übrigen war er ein seelensguter Mensch und im Umgang mit seinen Freunden sehr liebenswürdig und

dienſtbereit; nur hatte ihm eben der Generalstitel den Kopf verdreht. Seit er dieſen Titel bekommen hatte, war er ganz verwirrt und wußte überhaupt nicht, was er machen ſollte. War er mit einem Gleichberechtigten zuſammen, ſo war er wie jeder andere Menſch — aber ſobald er ſich in einer Geſellſchaft befand, in der auch Leute, die, und ſei es ſelbſt um einen Rang, niedriger ſtanden als er, vertreten waren, ſo war einfach nichts mit ihm anzufangen: er ſprach dann kein Wort, und ſein Zuſtand weckte um ſo mehr Mitleid, als er ſich bewußt war, daß er die Zeit eigentlich viel amüſanter verbringen könne.

Man konnte es ihm anmerken, daß er oft ſelbſt den heißen Wunſch hegte, an irgendeinem intereſſanten Geſpräch teilzunehmen oder ſich irgendeinem angeregt plaudernden Kreiſe zuzugeſellen; aber der Gedanke, ob nicht vielleicht ein unter ihm Stehender dabei iſt, ob es nicht vielleicht zu familiär ſei und ob dadurch ſeine Autorität nicht leiden würde, hielt ihn jedesmal davon zurück. Und infolge dieſer ſteten vorſichtigen Abwägung blieb er ſtets in ſeinem ſchweigſamen Zuſtande und erwarb ſich auf dieſe Art den Titel des langweiligſten Menſchen.

Bei dieſer einflußreichen Perſönlichkeit erſchien nun unſer Akakij Akakjewitſch, und zwar zu einer für ihn ſehr ungünſtigen Zeit. Die einflußreiche Perſönlichkeit befand ſich nämlich gerade in ihrem Kabinett und unterhielt ſich ſehr vergnügt mit einem erſt kürzlich angekommenen alten Bekannten und Jugendfreund, den ſie lange nicht geſehen hatte.

Unterdeſſen wurde ihr gemeldet, daß ein gewiſſer Baſchmatſchkin gekommen ſei. Die Perſönlichkeit fragte kurz: „Wer iſt das?“

„Irgendein Beamter,“ wurde ihr erwidert.

„Nun, ſo kann er warten, ich habe jetzt keine Zeit,“ ſagte der Einflußreiche.

Hierzu muß noch bemerkt werden, daß die Perſönlichkeit ganz dreiſt gelogen hatte, denn ihr ſtand genug Zeit zur Verfügung. Sie hatte ſich ſchon längſt mit ihrem Freunde ausgeplaudert, und ihr Geſpräch begann ſchon allmählich von langen Pauſen unterbrochen zu werden; aber trotzdem ließ ſie den Beamten Akakij Akakjewitſch draußen warten, um dem Freunde zu zeigen, wie lange Zeit ſie ſo einen Kerl warten laſſen konnte.

Endlich, nachdem ſie zur Genüge geplaudert und

ihre Zigarren zu Ende geraucht hatten, erinnerte er sich plötzlich, daß man auf ihn warte, rief den Sekretär, der mit verschiedenen Akten an der Tür stand, herbei und befahl ihm, den Beamten eintreten zu lassen.

Als er Akakij Akakjewitsch, der in seiner alten Uniform und mit dem demütigsten Gesicht vor ihm stand, erblickte, wandte er sich kurz nach ihm um und sagte mit schroffer, strenger Stimme, die er sich schon acht Tage vor seiner Ernennung zum General eingeübt hatte: „Was wünschen Sie?"

Durch diese rauhe Anrede wurde der schüchterne Akakij Akakejwitsch vollständig verblüfft; jedoch er nahm sich zusammen und versuchte zu erzählen, auf welche Weise ihm sein Mantel gestohlen worden war. „Er wende sich an Seine Exzellenz," fügte er hinzu, „in der Hoffnung, durch seine wohlwollende Fürsprache bei dem Polizeipräsidenten oder irgendeiner anderen hohen Persönlichkeit wieder in den Besitz seines Mantels zu kommen."

Der General fand diese Bitte aus weiß Gott welchen Gründen sehr familiär.

„Aber lieber Herr," sagte er kurz angebunden, „wissen Sie denn nicht, welchen Weg Sie in diesem Falle

zu betreten haben? Sie hätten zunächst bei der Kanzlei einen Antrag einreichen müssen, der wäre dann zum Bureauvorsteher und von dem zum Abteilungschef gelangt, der sie dann meinem Sekretär übergeben hätte, und mein Sekretär hätte sie mir dann schon vorgelegt."

„Aber, Exzellenz," versetzte Akakij Akakjewitsch, eine ungeheure Anstrengung machend, um das letzte, was er noch an Geistesgegenwart besaß, zu bewahren, denn er fühlte, daß der Schweiß von seiner Stirne floß. „Gestatten Eure Exzellenz die Bemerkung zu machen, daß ich gewagt habe, sie in dieser Sache zu belästigen, weil — die Sekretäre ein — äh — unzuverlässiges Volk sind."

„Was, was, was?" rief die bedeutende Persönlichkeit. „Wie können Sie so etwas sagen? Wo haben Sie denn diese Ansichten her? Wie kommen solche junge Leute dazu, von ihren Vorgesetzten schlecht zu sprechen?"

In seinem Eifer bemerkte der General gar nicht, daß Akakij Akakjewitsch schon hoch in den Fünfzigern stand, und daß ihm die Bezeichnung „jung" nur bedingungsweise, das heißt, im Vergleich zu einem Manne von neunzig Jahren, zukam.

„Wissen Sie auch," fuhr er fort, „mit wem Sie

reden? Wissen Sie, vor wem Sie stehen? Wissen Sie das? Ich frage Sie, wissen Sie das?"

Und dabei stampfte er auf den Boden und erhob seine Stimme so hoch, daß auch ein anderer als Akakij Akakjewitsch Furcht bekommen hätte.

Akakij Akakjewitsch war ganz bestürzt und vermochte sich, am ganzen Leibe zitternd, kaum aufrecht zu erhalten. Er wäre zu Boden gefallen, wenn ihn nicht ein Bureaudiener unter den Arm genommen und fast bewußtlos fortgeschafft hätte.

Der General jedoch war sehr zufrieden über die Wirkung, die alle seine Erwartungen übertroffen hatte, und in dem beruhigenden Bewußtsein, daß seine Worte auf einen schon bejahrten Mann einen solchen Eindruck zu machen vermochten, daß er fast das Bewußtsein verloren hatte, schielte er unbemerkt nach seinem Freunde hin, um sich zu überzeugen, wie dieser Auftritt auf ihn gewirkt hätte. Er war ganz entzückt, als er bemerkte, daß sogar sein Freund sich in einer recht furchtsamen Stimmung befand.

Auf welche Weise Akakij Akakjewitsch die Treppe hinunter gelangt und über die Straße geschritten war, darüber vermochte er sich selbst keine Rechenschaft zu

geben. Er fühlte sich mehr tot als lebendig, denn in seinem ganzen Leben war er noch nicht von einem General angeschnauzt worden, noch dazu von einem fremden General.

Er wanderte nun in dem draußen herrschenden Schneesturm gedankenlos auf und ab und fror entsetzlich. Der von allen Seiten blasende Wind zauste ihn unbarmherzig, und bald hatte er sich eine Erkältung geholt. Endlich zu Hause angelangt, war er außerstande, ein Wort zu sprechen und legte sich bald zu Bett.

Am anderen Tage war bei Akakij Akakjewitsch ein heftiges Fieber zum Ausbruch gekommen. Dank dem Petersburger Klima entwickelte sich die Krankheit mit furchtbarer Schnelligkeit. Als der Arzt kam, war es schon zu spät.

Nachdem der Doktor ihm den Puls gefühlt hatte, verordnete er noch einige Umschläge, und zwar lediglich um den armen Akakij Akakjewitsch nicht ohne jede Mitwirkung der Wissenschaft sterben zu lassen, gleichzeitig erklärte er jedoch, daß der Patient wohl noch höchstens zwei Tage zu leben habe. Darauf wandte er sich an Akakij Akakjewitschs Wirtin:

„Sie haben keine Zeit mehr zu verlieren, bemühen

Sie ſich alſo möglichſt bald um einen Fichtenholzſarg, denn für dieſen armen Mann würde ein Sarg aus Eichenholz zu koſtſpielig werden."

Unterdeſſen phantaſierte der arme Akakij Akakjewitſch in einem fort. Seltſame Gedanken zogen durch ſein geſchwächtes Gehirn. Bald war er mit Petrowitſch zuſammen, den er bat, ihm einen Mantel mit Schlingen für die Diebe zu machen, die ihn ſelbſt im Bette verfolgten, bald befahl er ſeiner alten Wirtin, die Räuber, die ſich unter ſeiner Decke befanden, zu verjagen. Bald ſtand er vor dem General, hörte ſeine ſtrengen Worte und bat ihn dann um Verzeihung und wiederum führte er ſo ſeltſame Reden, daß ſich die brave alte Frau entſetzt bekreuzigte. Sie hatte noch nie in ihrem Leben ſo etwas gehört, und dieſe ungeheuerlichen Phantaſien ſetzten ſie um ſo mehr in Erſtaunen, als ſtändig der Titel Exzellenz darin vorkam. Dann wiederum führte er wirre, zuſammenhangloſe Reden, die ſich beſtändig um einen Mantel drehten.

Endlich hauchte Akakij Akakjewitſch ſeinen letzten Seufzer aus. Weder ſein Zimmer noch ſein Schrank wurden verſiegelt und zwar aus dem einfachen Grunde, weil er einerſeits keine Erben hatte und andererſeits

sein ganzer Nachlaß nur aus einem Bündel Gänsekiele, einem Heft weißen Papiers, drei Paar Strümpfen, einigen Hosenknöpfen und einem alten Rocke bestand.

Akakij Akakjewitsch wurde eingesargt und auf dem Friedhofe begraben. Die große Stadt Petersburg lebte ganz in der alten Weise fort, als hätte Akakij Akakjewitsch niemals existiert.

So war ein menschliches Wesen verschwunden, daß weder Beschützer noch Freunde gehabt hatte, daß niemandem eine wirkliche aufrichtige Teilnahme eingeflößt und das nicht einmal die Neugierde der Naturforscher, die sonst so eifrig bemüht sind, ein seltenes Insekt zur mikroskopischen Untersuchung auf die Nadel zu spießen, erregt hatte.

Ohne jede Klage hatte dieser Mensch all den Hohn und Spott seiner Kollegen ertragen, war still und ruhig seinen Weg zum Grabe gewandert und nur noch kurz vor seinem Lebensende hatte er seine größte und letzte Aufregung erlebt.

Einige Tage nach der Unterredung mit dem General schickte der Bureauvorsteher aus dem Departement Akakij Akakjewitschs, da niemand in der Kanzlei wußte, was aus ihm geworden sei, einen Bureaudiener zu ihm, der

ihm den Befehl überbringen sollte, sich sofort auf seinen Posten zu begeben.

Der Bureaudiener kam zurück mit der Erklärung, daß Akakij Akakjewitsch unmöglich ins Bureau kommen könne. Und als einige Beamten näheres wissen wollten, ward ihnen auf ihre Frage die Antwort, daß ihr Kollege schon seit vier Tagen begraben sei.

Auf diese Weise erfuhr man im Departement den Tod Akakij Akakjewitschs.

Am nächsten Tage war sein Platz schon von einem Beamten mit etwas stärkerer Natur besetzt, der sich jedoch nicht soviel Mühe gab, recht schöne Abschriften von den Akten zu machen . . .

□ □

Wer da meint, daß jetzt Akakij Akakjewitschs Geschichte zu Ende sei, befindet sich stark im Irrtum. Im Gegenteil, es war dem stillen Beamten beschieden, nach seinem Tode mehr Aufsehen zu erregen als während seines Lebens.

Und zwar geschah das so:

Eines Tages verbreitete sich in St. Petersburg die Nachricht, daß allnächtlich in der Nähe der Kathinka-

brücke ein Toter in der Uniform eines Departementsbeamten erscheine und alle Passanten ohne Rücksicht auf Rang und Titel ihrer Mäntel beraube. Es sei ihm gleich, was für Mäntel das wären — ob mit Watte oder mit kostbarem Pelz gefüttert — er nahm alle, deren er habhaft werden konnte.

Einer der früheren Kollegen Akakij Akakjewitschs war dem Gespenst gleichfalls begegnet und hatte in ihm ganz deutlich den Verstorbenen erkannt. Es war ihm zwar gelungen, im wilden Lauf zu entkommen, aber noch von ferne hatte er ihn mit der Faust drohen gesehen.

Von allen Seiten hörte man jetzt, daß Räte, und zwar nicht nur Titularräte, sondern auch wirkliche Staatsräte, sich bedenkliche Erkältungen zugezogen hätten, weil sie genötigt worden waren, ihre Mäntel in den Händen des Gespenstes zurückzulassen und bei strengem Frost ohne Überkleidung nach Hause zu laufen.

Die Polizei traf alle möglichen Vorkehrungen, um dieses Gespenst tot oder lebendig in ihre Gewalt zu bekommen und es exemplarisch zu bestrafen; aber alle Versuche nach dieser Richtung hin waren vergebens, bis es endlich eines Abends einem Wachsoldaten geglückt war, sich des Übeltäters gerade in dem Augen-

blick, als er einen Musikanten des Mantels berauben wollte, zu bemächtigen. Der Posten rief sofort zwei Kameraden herbei, denen er den Gefangenen anvertraute, während er selbst nach seiner Tabaksdose suchte, um sich seine halberfrorene Nase zu beleben. Allein der Tabak war jedenfalls so stark, daß ihn selbst ein Toter nicht zu vertragen vermochte. Denn kaum hatte der Wächter eine Handvoll des braunen Zeugs sich in die Nase gestopft, als der Gefangene derart stark zu niesen begann, daß es den Wachsoldaten dunkel vor den Augen wurde. Während sich die drei mit den Fäusten die Augenlider rieben, war der Gefangene spurlos verschwunden.

Seit dieser Zeit hatten alle Wächter eine solche Angst vor den Toten, daß sie es sogar nicht mehr wagten, Lebende zu arretieren und sich damit begnügten, ihnen von weitem zuzuschreien: „Geht weiter, geht weiter.“

Das Gespenst hatte sich unterdessen, um seine nächtlichen Räubereien fortzusetzen, auf die andere Seite der Kathinkabrücke begeben und verbreitete dort in dem ganzen Viertel Schrecken und Entsetzen. — — — —

Allein kehren wir jetzt wieder zu dem General zurück.

Zunächst müssen wir ihm Gerechtigkeit widerfahren

lassen und mitteilen, daß ihn nach Akakij Akakjewitschs Fortgang ein gewisses Mitleid überkam. Dieses Gefühl war seinem Herzen keineswegs fremd, im Gegenteil, er hatte sogar noch außerdem verschiedene gute Eigenschaften, und nur die durch seinen Rang hervorgerufene Eitelkeit und Eingebildetheit hinderten ihn, sich von seiner guten Seite zu zeigen.

Als ihn sein Freund damals verlassen hatte, gedachte er des armen Akakij Akakjewitsch, und seit dieser Zeit beschäftigten sich seine Gedanken fast täglich mit dem unglücklichen Beamten, den er im Geiste in demütiger Stellung vor sich stehen sah. Dieses Bild verfolgte ihn derart, daß er eines Tages einen seiner Beamten beauftragte, sich nach Akakij Akakjewitsch zu erkundigen und ihm dann mitzuteilen, ob man nicht vielleicht noch etwas für ihn tun könne.

Als er dann erfuhr, daß der arme Beamte fast unmittelbar nach jener Audienz im Fieber gestorben war, empfand der General doch so etwas Ähnliches wie Gewissensbisse und verbrachte den ganzen Tag in schlechter Laune.

Schließlich begab er sich dann gegen Abend, um seine unangenehmen Empfindungen loszuwerden, in das

Haus eines Freundes, wo er eine fröhliche Gesellschaft und, was die Hauptsache war, lauter Personen seines Ranges vorzufinden hoffte, so daß er sich ungeniert amüsieren konnte.

Und tatsächlich übte die Geselligkeit einen erheiternden Einfluß auf seine Stimmung aus. Er wurde lebhaft, taute auf, mit einem Wort, er verbrachte einen sehr vergnügten Abend.

Beim Essen trank er zwei Glas Champagner, bekanntermeise das beste Mittel, um in gute Stimmung zu kommen. Unter dem Einfluß des Getränkes kam ihm der Gedanke, nicht sofort nach Hause zurückzukehren, sondern noch einer bekannten Dame von deutscher Herkunft, Karolina Iwanowna, zu der er in freundschaftlichen Beziehungen stand, einen Besuch abzustatten.

Hierbei muß noch bemerkt werden, daß der General zwar nicht mehr jung, aber dafür ein musterhafter Gatte und ehrenwerter Familienvater war. Zwei Söhne, von denen der eine bereits im Departement arbeitete, und eine liebliche Tochter von sechzehn Jahren kamen jeden Morgen zu ihm ins Zimmer, um ihm die Hand zu küssen und ein „Bon jour, Papa", zu sagen.

Seine Gattin, eine noch recht frische und hübsche

Frau, reichte ihm immer erst die Hand zum Kuß, ehe sie die seine ergriff, um sie an ihre Lippen zu drücken.

Trotzdem er sich also in seiner Häuslichkeit sehr glücklich fühlte, glaubte er doch noch in einem anderen Stadtviertel eine Freundin unterhalten zu müssen. Diese Freundin war durchaus nicht hübscher oder jünger als seine eigene Gattin; aber so ist es nun mal im Leben...

Also der General schritt die Treppe hinab, setzte sich in seinen Schlitten und rief seinem Diener zu: „Zu Karolina Iwanowna."

Der General hüllte sich sorgfältig in seinen warmen Pelz und fühlte sich dabei äußerst wohl. Er dachte an die Abendgesellschaft, in welcher er einige Stunden so angenehm verlebt, und an all die heiteren Worte, mit denen er die Gesellschaft ins Lachen gebracht hatte. Er rief sich nochmals einige seiner Witze ins Gedächtnis zurück und lachte von neuem darüber.

Nur von Zeit zu Zeit störte ein heftiger Windstoß, der ihn plötzlich aus irgendeiner Ecke her überfiel, ihm einen Haufen Flocken ins Gesicht schleuderte und seinen Mantel wie ein Segel aufplusterte, so daß er genötigt war, alle seine Kräfte anzuwenden, um ihn auf den Schultern zu behalten, seine glückliche Stimmung.

Plötzlich fühlte er sich derb beim Kragen gepackt. Sich umwendend, gewahrte er ein kleines Männchen in einer alten, abgetragenen Uniform und erkannte mit Entsetzen Akakij Akakjewitsch. Das Gesicht des Verstorbenen war bleich wie Wachs.

Allein das Entsetzen des Generals erreichte seinen höchsten Grad, als der Tote seinen Mund öffnete und, während ein furchtbarer Leichengeruch den General anwehte, die Worte sprach:

„Ah, endlich habe ich dich . . . endlich habe ich dich gepackt . . . Deinen Mantel muß ich haben . . . Du hast dich nicht um mich gekümmert, sondern mich noch angefahren . . . jetzt gib ihn mal her."

Der arme General war einer Ohnmacht nahe. Wie imponierend er auch im Bureau und namentlich seinen Untergebenen gegenüber war, in diesem Augenblick war sein Mut doch ganz gesunken. Er warf hastig den Mantel von seinen Schultern und rief mit vor Angst erstickter Stimme dem Kutscher ein „Nach Hause, schnell nach Hause" zu.

Der Kutscher hieb auf die Pferde ein, und der Schlitten sauste wie ein Pfeil dahin. In wenigen Minuten befand sich der General vor seinem Hause. Statt

ſich zu Karolina Iwanowna zu begeben, zog er ſich bleich und verängſtigt und ohne Mantel in ſein Zimmer zurück, wo er eine ſehr aufgeregte Nacht verbrachte.

Am nächſten Tage erſchien er zum Morgenkaffee in einem derart angegriffenen Zuſtande, daß ſeine Tochter ausrief: „Aber Papa, wie biſt du heute bleich.“

Doch er entgegnete kein Wort und ſprach auch weder von dem, was er geſehen, noch von dem, was mit ihm vorgefallen war.

Das Ereignis hatte einen ſehr ſtarken Eindruck auf ihn gemacht. Er begann ſchon bedeutend ſeltener ſeine Untergebenen mit den Worten: „Wie wagen Sie es? Wiſſen Sie auch, wer vor Ihnen ſteht?“ zu begrüßen, und wenn er es ſagte, ſo tat er es nur, nachdem er ſie angehört hatte.

Noch ſeltſamer freilich war es, daß ſeit jenem Tage das Geſpenſt vollſtändig verſchwunden war. Wahrſcheinlich hatte ihm der Mantel des Generals gerade gepaßt — jedenfalls hörte man nichts mehr von ähnlichen Vorfällen. Verſchiedene Perſonen behaupteten zwar, daß ſich der Tote auch noch in anderen Stadtvierteln ſehen laſſe, und ein Wachtpoſten wußte ſogar zu erzählen, daß er ihn mit eigenen Augen wie einen flüchtigen

Schatten an einem Hauſe vorüberhuſchen habe geſehen. Allein dieſer Wachtpoſten war ſo ängſtlich, daß er es nicht gewagt hatte, den fliehenden Schatten, den er an ſich vorübereilen ſah, feſtzuhalten, ſondern nur in der Dunkelheit hinter ihm hergegangen war, bis ſich ſchließlich das Geſpenſt umgedreht hatte und ihm mit einem: „Was willſt du?“ angeſchrien hatte und dabei eine Fauſt gezeigt, wie ſie ein lebender Menſch ſelten beſitzt. „Ich will nichts,“ hatte der Wachtpoſten darauf geantwortet und ſich ſchleunigſt zurückgezogen.

Dieſes Geſpenſt war jedoch bedeutend größer, trug einen ungeheuren Schnurrbart und verſchwand, ſeine Schritte nach der Obuchoffbrücke lenkend, dann in der nächtlichen Dunkelheit.

Die Naſe

Die Naſe

I.

Am fünfundzwanzigſten März ereignete ſich in Petersburg eine ganz ungewöhnlich ſeltſame Begebenheit.

Der auf dem Himmelfahrtsproſpekt wohnende Barbier Iwan Jakowlewitſch — ſein Familienname war unbekannt, und ſogar auf ſeinem Schilde, das einen Herrn mit eingeſeifter Wange darſtellte, war weiter nichts zu leſen als die Aufſchrift: „Hier wird auch zur Ader gelaſſen“ — alſo der benamſte Iwan Jakowlewitſch erwachte an dieſem Tage recht früh und verſpürte ſofort den angenehmen Geruch friſch gebackenen Brotes in ſeiner Naſe. Er richtete ſich in ſeinem Bett ein wenig auf und bemerkte nun, daß ſeine Frau, eine ehrenwerte Dame und große Kaffeefreundin, gerade eine Portion friſch gebackenen Brotes aus dem Ofen zog.

„Praßkowja Oſſipowna, heute werde ich keinen

Kaffee trinken," sagte Iwan Jakowlewitsch, „denn ich möchte lieber statt dessen ein warmes Brötchen mit Lauch essen."

Das heißt, Iwan Jakowlewitsch hätte gerne beides getan, allein er wußte, daß es vollkommen unmöglich war, beides zugleich zu erlangen, denn Praßkowja Ossipowna mochte derartige Gelüste durchaus nicht leiden.

„Mag der Dummkopf meinetwegen nur Brot essen, um so besser für mich," dachte seine Gattin bei sich, „dann bleibt für mich noch eine Portion Kaffee übrig!" Und damit warf sie ein Brot auf den Tisch.

Iwan Jakowlewitsch zog anstandshalber einen Rock über sein Hemd, schüttete, am Tisch Platz nehmend, Salz vor sich aus, machte sich den Lauch zurecht, nahm das Messer zur Hand und begann mit einem vielsagenden Gesicht das Brot zu zerschneiden.

Nachdem er das Brot in zwei Hälften geschnitten hatte, sah er hinein — und erblickte zu seinem großen Erstaunen etwas Weißliches darin. Iwan Jakowlewitsch stocherte vorsichtig mit seinem Messer daran herum und befühlte es dann mit seinem Finger.

„Ganz fest," murmelte er vor sich hin. „Was mag das sein?"

Er ſteckte die Finger hinein und zog — eine Naſe hervor.

Iwan Jakowlewitſch ließ die Hände ſinken, rieb ſich die Augen und begann dann das Ding zu betrachten: eine Naſe, wirklich eine Naſe, und obendrein ſchien es noch die Naſe eines Bekannten zu ſein. Schrecken malte ſich auf Iwan Jakowlewitſchs Geſicht, aber dies Gefühl war noch nichts gegen den Ärger, der ſich ſeiner Gattin bemächtigte.

„Wo haſt du denn dieſe Naſe abgeſchnitten, du Ungeheuer!“ ſchrie ſie ihn an, „du Halunke, du Trunkenbold, ich ſelbſt werde dich bei der Polizei anzeigen! Ein ſolcher Spitzbube! Ich habe jetzt ſchon von drei Perſonen gehört, daß du beim Raſieren ſo ſtark an der Naſe zerrſt, daß ſie kaum ſitzenbleibt.“

Iwan Jakowlewitſch war mehr tot als lebendig; er hatte ſofort erkannt, daß dieſe Naſe keinem andern gehören konnte als dem Kollegienaſſeſſor Kowalew, den er jeden Mittwoch und Sonnabend raſierte.

„Wart, Praßkowja Oſſipowna! Ich wickle ſie in ein Läppchen und lege ſie in die Ecke. Da mag ſie vorläufig liegen bleiben; ſpäter werde ich ſie ſchon fortſchaffen.“

„Fällt mir gar nicht ein; ich werde doch nicht erlauben, daß sich eine abgeschnittene Nase in meinem Zimmer aufhält. Du verstehst weiter nichts als nur das Rasiermesser über den Riemen zu streichen, du Herumtreiber, du Taugenichts! Soll ich etwa bei der Polizei für dich antworten? .... Ach du Schmierfink, du dummer Klotz! Fort damit, fort! Bringe sie, wohin du willst, ich will nichts mehr davon hören."

Iwan Jakowlewitsch stand da wie vernichtet. Er dachte und dachte — und wußte nicht, woran er eigentlich denken sollte.

„Der Teufel mag wissen, wie das eigentlich zugegangen ist," sagte er endlich und kratzte sich hinter den Ohren. „Ob ich gestern abend betrunken nach Hause gekommen bin oder nicht, weiß ich nicht mehr; aber allem Anschein nach ist das eine ganz ungewöhnliche Begebenheit, denn ein Brot ist doch etwas Gebackenes, eine Nase dagegen etwas ganz anderes. Es ist mir alles unbegreiflich."

Und Iwan Jakowlewitsch verstummte. Der Gedanke, daß die Polizei bei ihm die Nase suchen könnte und ihn dann auf die Anklagebank bringen, raubte ihm alle Besinnung. Er glaubte schon die roten Uniform-

kragen und die klirrenden Säbel zu sehen — und bebte am ganzen Leibe.

Endlich zog er sich vollständig an, wickelte die Nase sorgfältig in ein Läppchen und begab sich, von den nicht allzu liebevollen Ermahnungen seiner Gattin begleitet, auf die Straße hinaus.

Er wollte sie irgendwo verlieren, entweder unter irgendeinem Torweg oder in irgendeinem Quergäßchen. Aber unglücklicherweise begegnete ihm sofort ein Bekannter, der ihn sogleich fragte: „Wohin denn, mein Lieber? Wen wollen Sie denn schon so früh rasieren?“ so daß Iwan Jakowlewitsch durchaus nicht die passende Gelegenheit finden konnte.

Nach einiger Zeit hatte er die Nase schon bereits fallen lassen, als ein Wachsoldat von ferne mit der Hellebarde auf sie wies und ihm zurief: „He, du hast da was verloren!“ Und Iwan Jakowlewitsch war wieder gezwungen, die Nase aufzuheben und in seine Tasche zu stecken.

Die Verzweiflung begann sich seiner zu bemächtigen, um so mehr, da die Straßen immer belebter wurden, weil die Kaufleute bereits schon ihre Läden und Magazine aufmachten.

Da entſchloß er ſich endlich, nach der Iſaaksbrücke zu gehen, um zu verſuchen, die Naſe dort in die Newa zu werfen . . .

— — — — — — — — — — — —

Doch ich fühle mich einigermaßen bedrückt, daß ich bis jetzt noch nichts von Iwan Jakowlewitſch, dieſem in vielen Beziehungen würdigen Mann, erzählt habe.

Wie jeder rechtſchaffene ruſſiſche Handwerker war Iwan Jakowlewitſch ein ſchrecklicher Trunkenbold, und obgleich er täglich fremde Geſichter raſierte, war doch ſein eigenes ewig unraſiert. Sein Rock — einen Überzieher trug er niemals — war — urſprünglich ſchwarz — ſchon ganz bunt geworden, der Kragen glänzte förmlich vor Fettigkeit, und ſtatt der drei Knöpfe ſah man nur noch die Fädchen, an denen ſie einſt befeſtigt geweſen waren.

Iwan Jakowlewitſch war ein großer Zyniker, und wenn der Kollegienaſſeſſor nach ſeiner Gewohnheit beim Raſieren zu ihm ſagte: „Iwan Jakowlewitſch, deine Hände ſtinken ja ewig," ſo antwortete Iwan Jakowlewitſch darauf: „Wonach ſollten ſie wohl ſtinken?"

„Das weiß ich nicht, Freundchen, aber ſie ſtinken jedenfalls," erwiderte der Kollegienaſſeſſor, und Iwan

Jakowlewitſch ſeifte ihm dafür, nachdem er eine Priſe genommen hatte, die Wangen, die Naſe und ſogar die Ohren — kurz das ganze Geſicht — ein.

— — — — — — — — — — — —

Dieſer würdige Bürger befand ſich alſo jetzt auf der Iſaaksbrücke. Er ſchaute ſich zunächſt um, lehnte ſich dann über das Geländer, als wolle er dem Spiel der Fiſche unter der Brücke zuſehen, und warf dabei ganz heimlich die in das Läppchen gewickelte Naſe hinab.

Er empfand dabei eine Erleichterung, als ſei ihm mit einem Mal eine Zentnerlaſt vom Herzen genommen. Ja er lachte ſogar hell auf. Statt nun jedoch wieder nach Hauſe zu gehen und Beamtengeſichter zu raſieren, wandte er ſeine Schritte einem Lokal zu, auf deſſen Schild die Aufſchrift „Speiſen und Getränke“ ſtand, um dort ein Glas Punſch zu verlangen.

Plötzlich gewahrte er am andern Ende der Brücke den imponierenden Revieraufſeher mit dem großen Backenbart, dem Dreimaſter und dem Degen an der Seite.

Iwan Jakowlewitſch war einer Ohnmacht nahe; unterdeſſen hatte ihn der Revieraufſeher zu ſich herangewinkt und ſagte: „Komm doch mal her, mein Lieber.“

Iwan Jakowlewitſch wußte, wie ſich ein gebildeter Mann zu benehmen hat, nahm ſofort den Hut ab, ging eilig auf den Revieraufſeher zu und ſagte: „Wünſche Ihnen Geſundheit, Euer Wohlgeboren.“

„Ach was, Geſundheit, ſage mir lieber, was haſt du denn da auf der Brücke gemacht?“

„Bei Gott, gnädiger Herr, ich ging gerade einen Kunden raſieren und wollte nur hinabſehen, ob die Strömung ſehr ſtark iſt.“

„Das lügſt du. Damit kommſt du mir nicht davon. Alſo ſei ſo gut und antworte.“

„Ich will Eure Gnaden zweimal wöchentlich, ja dreimal ohne Widerſpruch raſieren,“ antwortete Iwan Jakowlewitſch.

„Nein, Freundchen, laß nur den Unſinn. Mich raſieren ſchon drei Barbiere und rechnen es ſich dabei zur hohen Ehre an, daß ich es ihnen erlaube. Alſo ſei ſo freundlich und erzähle mal, was du dort gemacht haſt.“

Iwan Jakowlewitſch erbleichte. . . .

— — — — — — — — — — — —

Doch hier verſchwindet der Vorfall vollkommen im Nebel, und was weiter geſchah, iſt bis jetzt noch nicht bekannt geworden.

II.

Der Kollegienaſſeſſor Kowalew wachte ziemlich früh auf, machte brrr — was er übrigens immer beim Erwachen tat — obgleich er ſelbſt nicht wußte, warum er dieſe Laute von ſich gab.

Alſo Kowalew reckte ſich und ließ ſich dann einen kleinen, auf dem Tiſche ſtehenden Spiegel geben. Er wollte nach dem Hitzbläschen ſehen, das ihm geſtern abend an der Naſe aufgeſprungen war. Aber zu ſeinem größten Erſtaunen bemerkte er, daß er ſtatt der Naſe eine völlig glatte Fläche im Geſicht hatte.

Im höchſten Grade erſchreckt, ließ ſich Kowalew Waſſer reichen und rieb ſich mit einem Handtuch die Augen: tatſächlich, er hatte keine Naſe mehr.

Er begann ſich mit den Nägeln zu befühlen und zu kneifen, um ſich zu überzeugen, ob er nicht träume — nein, er ſchlief wirklich nicht.

Da ſprang der Kollegienaſſeſſor Kowalew aus dem Bett, ſchüttelte ſich —: die Naſe war nicht da. Er ließ ſich ſofort die Kleider geben und eilte dann geradenwegs zum Oberpolizeimeiſter.

Doch zuvor müſſen wir unbedingt einiges über Ko-

walew mitteilen, damit der Leſer weiß, was für ein Menſch dieſer Kollegienaſſeſſor eigentlich iſt.

Die Kollegienaſſeſſoren, die dieſen Titel durch Zeugniſſe erlangt haben, dürfen nicht mit jenen Kollegienaſſeſſoren verglichen werden, die ihren Rang im Kaukaſus erworben haben. Das ſind zwei ganz verſchiedene Kategorien.

Die gelehrten Kollegienaſſeſſoren ... doch Rußland iſt ein ſo ſeltſames Land, daß, wenn man von einem Kollegienaſſeſſor ſpricht, ſämtliche Kollegienaſſeſſoren von Riga bis Kamtſchatka unfehlbar alles auf ſich beziehen; dasſelbe gilt übrigens auch von allen anderen Ämtern und Titeln.

Kowalew war ein kaukaſiſcher Kollegienaſſeſſor. Um ſich jedoch mehr Anſehen und Bedeutung zu geben, nannte er ſich niemals Kollegienaſſeſſor, ſondern ſtets Major.

„Höre, meine Liebe," pflegte er zu ſagen, wenn er auf der Straße einer alten Frau begegnete, die Chemiſetten verkaufte, „komm doch mal gelegentlich bei mir vor; ich wohne in der Gartenſtraße; du brauchſt nur zu fragen: wohnt hier der Major Kowalew? und jedes Kind wird dich zurechtweiſen."

Wir wollen daher aus dieſem Grunde von jetzt ab den Kollegienaſſeſſor gleichfalls Major titulieren.

Der Major Kowalew hatte alſo die Gewohnheit, täglich auf dem Newsky Proſpekt ſpazieren zu gehen. Sein Hemdkragen war dabei immer außerordentlich ſauber und ſchön geſtärkt und ſein Backenbart glich in ſeinem ganzen Zuſchnitt den Bärten, wie ſie gegenwärtig noch die Gouvernements- und Kreisreviſoren, ſowie die Architekten und Regimentsärzte und überhaupt alle Perſonen, die rote Wangen haben und ſehr gut Karten ſpielen, tragen. Dieſe Backenbärte gehen über die ganze Wange und faſt direkt bis zur Naſe.

Major Kowalew beſaß auch eine Menge Petſchaften, auf denen teils Wappen, teils die Worte Mittwoch, Donnerstag, Montag uſw. eingraviert waren. Major Kowalew war aus einem beſtimmten Grunde nach Petersburg gekommen; nämlich, um ſich eine ſeinem Range entſprechende Stellung zu ſuchen; wenn irgendwie möglich, die eines Vizegouverneurs, obgleich er ſich auch im ſchlimmſten Falle mit dem Amt eines Exekutors bei irgendeinem Departement begnügt hätte.

Major Kowalew war außerdem nicht abgeneigt, in den Eheſtand zu treten; aber nur in dem Falle, wenn

er eine Dame mit zweimalhunderttausend zur Frau bekäme.

Somit kann nun der Leser selbst beurteilen, in welch trauriger Situation sich unser Major befand, als er statt seiner gar nicht üblen symmetrischen Nase eine ganz blödsinnige glatte Fläche im Gesicht hatte.

Zu seinem Unglück war auf der Straße nicht eine einzige Droschke zu sehen, so daß er zu Fuß gehen mußte. Er hüllte sich in seinen Mantel, hielt das Taschentuch vor das Gesicht und tat so, als blute ihm die Nase.

„Aber vielleicht war das alles nur Einbildung, und es ist mir nur so vorgekommen, als habe ich keine Nase mehr," sagte er und betrat eine in der Nähe liegende Konditorei, um im Spiegel nachzusehen.

Glücklicherweise war augenblicklich niemand in der Konditorei; die Lehrlinge fegten die Zimmer aus und stellten Tische und Stühle zurecht; einige von ihnen trugen mit verschlafenen Gesichtern auf einem Brett frischgebackene Kuchen herbei. Auf den Tischen und Stühlen lagen noch die kaffeebefleckten Zeitungen von gestern.

„Nun, Gott sei Dank, es ist niemand da," sagte der Major, „jetzt kann ich unbehindert nachsehen."

Er trat scheu an den Spiegel und blickte hinein.

„Mag der Teufel wissen, was das für Blödsinn ist," rief er wütend und spuckte ärgerlich aus; „wenn da wenigstens statt der Nase sonst noch etwas wäre; aber nichts, gar nichts."

Ärgerlich biß er sich in die Lippen, verließ die Konditorei und beschloß dann, gegen seine Gewohnheit niemanden auf der Straße anzusehen oder anzulächeln.

Da plötzlich blieb er wie angewurzelt vor seiner Haustür stehen. Vor seinen Augen geschah etwas ganz Ungewöhnliches. Vor der Vorfahrt hielt ein Wagen, der Schlag wurde geöffnet, und ein Herr in Uniform trat in gebückter Haltung hinaus und eilte die Treppe hinan. Wie groß war jedoch Kowalews Schrecken und Staunen, als er bemerkte, daß dieser Herr seine eigene Nase war.

Bei diesem außergewöhnlichen Anblick war es ihm, als drehe sich alles rundherum; er fühlte, daß er sich kaum auf den Beinen zu halten vermochte; allein er beschloß trotzdem — am ganzen Leibe bebend, als hätte er das Fieber — unter allen Umständen zu warten, bis diese Person in den Wagen zurückkehren würde.

Nach ungefähr zwei Minuten kam die Nase wirklich wieder heraus. Sie trug eine goldgestickte Uniform mit

großem Stehkragen, sämischlederne Beinkleider und einen Degen an der Seite. Der mit einem Federbusch geschmückte Hut ließ vermuten, daß sie den Rang eines Staatsrats bekleide.

Sie blickte sich nach beiden Seiten um, rief dem Kutscher zu: „Weiterfahren!“ setzte sich in den Wagen und fuhr fort.

Der arme Kowalew hätte beinahe den Verstand verloren. Er wußte nicht, was er von diesen seltsamen Vorgängen denken sollte. Und in der Tat, wie war es denn möglich, daß die Nase, die er noch gestern im Gesicht gehabt hatte, und die weder gehen noch fahren konnte, heute in Uniform steckte?

Er lief dem Wagen nach, der glücklicherweise in nicht allzuweiter Entfernung abermals vor einem Gasthaus hielt, und drängte sich durch einen Haufen Bettelweiber mit verbundenen Gesichtern, über die er sich früher so oft lustig gemacht hatte.

Es waren nur wenige Menschen zugegen. Kowalew war in einem derartig aufgeregten Zustande, daß er keinen Entschluß fassen konnte und nur suchend hin- und herschaute; endlich erblickte er seine Nase in dem Laden stehend. Sie hatte ihr Gesicht vollkommen in dem großen

Stehkragen versteckt und betrachtete mit großer Aufmerksamkeit irgendwelche Waren.

„Wie könnte ich wohl zu ihr gelangen?“ dachte Kowalew. „Nach der Uniform, dem Hut, kurz nach allem zu urteilen, ist sie ein Staatsrat. Der Teufel mag wissen, was ich tun soll.“

Er begann nun sich auffällig zu machen, zu hüsteln und mit den Füßen zu scharren, allein die Nase schenkte ihm nicht die geringste Beachtung.

„Hochverehrter Herr,“ sagte Kowalew, sich innerlich Mut machend, „hochgeehrter Herr . . .“

„Was wünschen Sie?“ antwortete die Nase und wandte sich um.

„Mir kommt das so sonderbar vor, verehrter Herr, mir scheint . . . mir scheint, Sie sollten doch Ihren Platz kennen. Und plötzlich finde ich Sie auf einmal . . . Sie müssen zugeben . . .“

„Verzeihen Sie, ich begreife gar nicht, wovon Sie reden . . .“

„Wie soll ich mich noch deutlicher erklären?“ dachte Kowalew und fuhr schließlich, neuen Mut fassend, fort:

„Natürlich ich . . . übrigens bin ich Major. Sie werden zugeben, daß es sehr unschicklich ist, ohne Nase

herumzulaufen. Irgendeine Händlerin, die an der Himmelfahrtsbrücke geschälte Apfelsinen verkauft, kann sich eher ohne Nase behelfen, aber ich ... Übrigens bin ich noch dazu mit vielen Damen bekannt, so zum Beispiel mit der Staatsrätin Tschechtarew und anderen ... Sie müssen also selbst einsehen ... ich weiß nicht, geehrter Herr ... — Hier zuckte der Major die Achseln — „... verzeihen Sie ... wenn ich so etwas von meinem Standpunkt aus betrachte ... Sie werden selbst begreifen ..."

„Ich begreife absolut gar nichts," antwortete die Nase. „Erklären Sie sich bitte deutlicher."

„Verehrter Herr," sagte Kowalew voll Selbstbewußtsein, „ich weiß nicht, wie ich Ihre Worte verstehen soll ... die ganze Sache ist doch, wie mir scheint, sehr klar ... oder wollen Sie ... aber Sie sind ja doch — meine eigene Nase."

Die Nase sah den Major an und runzelte die Stirn.

„Sie irren sich, verehrter Herr; ich bin ganz selbständig. Außerdem kann es zwischen uns gar keine näheren Beziehungen geben. Nach den Knöpfen Ihrer Uniform zu urteilen, müssen Sie in einem ganz anderen Ressort angestellt sein."

Und mit dieſen Worten wandte ſich die Naſe ab.

Kowalew war vollſtändig konfus geworden und wußte nun überhaupt nicht, was er machen ſolle. In dieſem Augenblick hörte er das angenehme Rauſchen eines Damenkleides; eine ältliche, ganz mit Spitzen geſchmückte Dame kam daher und neben ihr ging ein junges Weſen in einem leichten, hellen Hut und einem weißen Kleide, das ihre ſchlanke Geſtalt ſehr graziös hervortreten ließ. Den beiden folgte ein Heiduck mit großem Backenbart und faſt einem ganzen Dutzend Kragen auf den Schultern.

Kowalew trat näher, zog ſeinen Hemdkragen in die Höhe, ordnete ſeine an einer goldenen Kette hängenden Petſchafte und wandte, nach allen Seiten hin lächelnd, ſeine Aufmerkſamkeit der zierlichen Dame zu, die ſich gleich einem Frühlingsblümchen leicht verbeugte und das weiße Händchen mit den faſt durchſcheinenden Fingern an die Stirn legte.

Das Lächeln auf Kowalews Geſicht wurde noch breiter, als er unter dem Rande des Hutes die runde Stirn und einen Teil der wie eine Frühlingsroſe blühenden Wange erblickte. Aber plötzlich ſprang er zurück, als hätte er ſich verbrannt. Er erinnerte ſich, daß er

an Stelle der Naſe nur eine glatte Fläche im Geſicht hatte und die Tränen traten ihm in die Augen. Er wandte ſich um, um dem Herrn im Wagen direkt ins Geſicht zu ſagen, daß er ſich nur als Staatsrat aufſpiele, daß er ein Schelm und ein Halunke und weiter nichts als ſeine eigene Naſe ſei.

Aber die Naſe war nicht mehr da, ſie hatte bereits Zeit gefunden, auf und davon zu fahren, um wahrſcheinlich wieder irgendwo einen Beſuch zu machen.

Das brachte Kowalew zur Verzweiflung. Er ging zurück und blieb einen Augenblick unter einer Kolonade ſtehen, wo er ſich nach allen Seiten umblickte, ob nicht irgendwo die Naſe zu ſehen ſei. Er erinnerte ſich ſehr wohl, daß ſie einen großen Federhut aufhatte und eine goldgeſtickte Uniform trug; aber den Mantel hatte er nicht bemerkt und auch nicht die Farbe des Wagens, und ebenſowenig waren ihm noch die Pferde im Gedächtnis; ja er wußte ſogar nicht einmal, ob hinten auf dem Wagen ein Lakai geſtanden habe und in welcher Livree.

Zudem fuhren noch viele Wagen hin und her und obendrein mit ſolcher Schnelligkeit, daß es ſchwer war, ſie zu unterſcheiden; und außerdem hätte er, ſelbſt wenn

er den Wagen bemerkt hätte, keine Mittel gehabt, ihn aufzuhalten.

Es war ein schöner sonniger Tag und auf dem Newsky Prospekt wimmelte es vor Menschen. Von der Polizeibrücke bis zur Anitschkinbrücke bewegte sich gleich einer bunten Kaskade eine unabsehbare Schar von geputzten Damen. Da kommt auch ein guter Bekannter, der Hofrat auf ihn zu, den er immer und namentlich dann, wenn Fremde dabei sind, Oberst zu titulieren pflegt, da ist ferner Jaryschkin, der Tischvorsteher aus dem Senat, sein intimer Freund, der mit ihm abends stets Boston spielte und da winkt ihm auch ein anderer Major, der gleichfalls seinen Assessor im Kaukasus gemacht hatte, mit der Hand zu sich . . .

„Ach, hol's der Teufel," sagte Kowalew. „Heda, Kutscher, fahr' mich direkt zum Polizeimeister."

Kowalew setzte sich in eine Droschke und schrie dem Kutscher zu: „Fahr los, was du kannst."

„Ist der Polizeimeister da?" schrie er, den Hausflur betretend.

„Nein, er ist nicht zu Hause!" antwortete der Portier. „Er ist eben fortgefahren."

„Da haben wir's!"

„Ja," fuhr der Portier fort, „er iſt noch gar nicht lange fort; wären Sie ein paar Minuten früher gekommen, ſo hätten Sie ihn vielleicht noch zu Hauſe getroffen."

Kowalew ſtieg, ohne das Tuch vom Geſicht zu nehmen, wieder in die Droſchke und rief mit verzweifelter Stimme: „Weiter."

„Wohin?" fragte der Kutſcher.

„Geradeaus."

„Wie denn geradeaus? Da kreuzen ſich ja zwei Straßen — ſoll ich rechts oder links fahren?"

Dieſe Frage nötigte Kawalew wieder nachzudenken. In ſeiner Lage galt es vor allem, ſich zunächſt an die Polizeiverwaltung zu wenden, nicht etwa deshalb, weil er gute Beziehungen zur Polizei hatte, ſondern weil ihre Anordnungen viel ſchneller ausgeführt werden als die anderer Behörden.

Bei den Vorgeſetzten des Reſſorts, bei dem die Naſe angeſtellt war, Genugtuung zu ſuchen, wäre ein ganz unvernünftiges Bemühen geweſen, da er aus den Antworten der Naſe ſchon den Schluß hatte ziehen können, daß dieſem Subjekt nichts heilig war und daß es in dieſem Falle ebenſo lügen könnte, wie es bereits früher

gelogen hatte — jedenfalls in der Überzeugung, daß sie sich nicht wieder sehen würden.

So wollte Kowalew dem Kutscher schon befehlen, nach dem Polizeiamt zu fahren, als ihm wieder der Gedanke kam, daß dieser Schelm und Betrüger, der sich schon bei der ersten Begegnung so gewissenlos benommen hatte, ein zweites Mal die Gelegenheit wahrnehmen und aus der Stadt entwischen könnte und dann wären alle Nachforschungen fruchtlos und würden sich doch einen ganzen Monat lang hinziehen.

Endlich schien der Himmel dem armen Major eine Erleuchtung zu schicken. Er beschloß, sich sofort auf eine Zeitungsexpedition zu begeben und so schnell wie möglich unter ausführlicher Beschreibung aller Eigenschaften der Nase, die Sache bekannt zu machen, damit jeder, dem sie über den Weg läuft, sie sofort anhalten und ihm zuführen oder ihm wenigstens den Aufenthaltsort angeben könnte.

Und somit befahl er, nachdem er sich's nochmals überlegt hatte, dem Kutscher, nach der Zeitungsexpedition zu fahren und hörte den ganzen Weg über nicht auf, ihn mit der Faust in den Rücken zu stoßen und ihm zuzurufen: „Schneller, du Halunke, schneller, du Gauner."

„Ach, gnädiger Herr!“ ſagte der Kutſcher kopfſchüttelnd und ſchlug dabei ſein Pferd, dem die Haare ſtarr wie Borſten von der Haut ſtanden, mit der Leine.

Endlich hielt die Droſchke und Kowalew eilte außer Atem in das kleine Empfangszimmer, wo ein grauköpfiger Beamter im alten Frack und mit einer Brille bewaffnet, hinter einem Tiſche ſaß und, die Feder zwiſchen den Zähnen, einen Haufen Kupfermünzen zählte.

„Wer nimmt hier Bekanntmachungen an?“ rief Kowalew. „Ach ſo, guten Tag.“

„Diener, Diener,“ ſagte der grauköpfige Beamte und hob ſeinen Blick, um ihn jedoch gleich wieder auf den Geldhaufen vor ihm zu ſenken.

„Ich möchte eine Bekanntmachung einrücken.“

„Bitte ſehr, wollen Sie ſo gut ſein und einen Augenblick warten,“ ſagte der Beamte, mit der Rechten eine Zahl auf das Papier ſchreibend, während er mit der Linken ſeine Brille auf ein Paket Rechnungen legte.

Ein Lakai, deſſen Goldſchnüre und ſauberes Äußere bewieſen, daß er in einem ariſtokratiſchen Hauſe diente, ſtand gleichfalls am Tiſch mit einem Zettel in der Hand und fühlte ſich veranlaßt, ſeine Leutſeligkeit zu zeigen.

„Wollen Sie es glauben, lieber Herr, daß das

Hündchen nicht acht Groschen wert ist — das heißt, ich würde nicht mal acht Groschen dafür geben; aber die Gräfin ist, bei Gott, ganz verliebt in das Vieh — und darum kriegt der, der das Luder wiederbringt, hundert Rubel Belohnung. Wenn ich ganz offen sein will, so muß ich Ihnen sagen, daß diese Leute einen ganz anderen Geschmack haben als wir. Gewiß kann man es begreifen, wenn ein Jäger sich einen guten Hund hält, einen Pudel oder einen Hühnerhund. In diesem Falle kann man auch ruhig fünfhundert, ja sogar tausend Rubel ausgeben, denn dafür bekommt man wenigstens einen guten Hund."

Der würdige Beamte hörte diese Mitteilungen mit ernster Miene an und beschäftigte sich zu gleicher Zeit mit der Berechnung, wieviel Buchstaben die ihm vorgelegte Annonce enthielt.

Außer dem Lakai befand sich noch eine ganze Menge von Frauen, Ladendienern und Portiers mit Zetteln in den Händen im Zimmer. Der eine suchte einen nüchternen Kutscher, der andere eine wenig gebrauchte Kalesche; ein dritter ein neunzehnjähriges Dienstmädchen, das waschen kann, und wieder einer bot ein Landhaus aus mit allen Bequemlichkeiten, mit Ställen für die

Pferde und einem freien Terrain, das sich vorzüglich zur Anlegung eines Birken- oder Tannenhaines eignet; noch ein anderer forderte alle, die alte Schuhsohlen zu kaufen wünschten, auf, sich täglich zwischen acht und drei Uhr bei ihm einzufinden.

Der Raum, in dem sich die ganze Gesellschaft aufhielt, war sehr klein und die darin herrschende Luft von außerordentlich schlechter Beschaffenheit; aber den Kollegienassessor Kowalew vermochte die Luft nicht zu genieren, da er sein Taschentuch vors Gesicht gedrückt hatte und seine Nase sich außerdem Gott weiß wo befand.

„Verehrter Herr, erlauben Sie, bitte . . . ich habe große Eile," sagte er endlich ungeduldig.

„Sofort, sofort! — Zwei Rubel dreiundvierzig Kopeken. — Noch einen Augenblick! — Ein Rubel vierundsechzig Kopeken!" sagte der grauköpfige Herr, den alten Weibern und Dienern ihre Zettel wieder hinwerfend.

„Womit kann ich dienen?" wandte er sich dann endlich an Kowalew.

„Ich möchte —" begann Kowalew, „es ist mir da eine Nichtswürdigkeit, ein Halunkenstreich gespielt worden — und bis jetzt vermochte ich den Täter noch

nicht zu faſſen. Ich möchte Sie daher bitten, in Ihrer Zeitung zu veröffentlichen, daß derjenige, der mir dieſen Gauner dingfeſt macht, eine angemeſſene Belohnung erhalten würde."

„Darf ich fragen, wie Ihr werter Name iſt?"

„Wieſo, wozu brauchen Sie denn meinen Namen zu wiſſen? Den kann ich Ihnen nicht ſagen, ich habe viele Bekannte; die Staatsrätin Tſchechtarew, die Frau Stabsoffizier Pelagija Grigoriewna Podtotſchin ... Gott bewahre, wenn die das erfahren würden! Sie können ja einfach ſchreiben: ein Kollegienaſſeſſor, oder noch beſſer: ein Herr, der den Majorsrang bekleidet..."

„Und war der Davongelaufene Ihr Diener?"

„Was für ein Diener? Das wäre noch gar nicht ſo ſchlimm. Was mir davongelaufen iſt — das iſt — meine Naſe ..."

„Hm, hm, ein recht ſeltſamer Name! Und hat dieſes Fräulein Naſe Sie um eine große Summe beſtohlen?"

„Naſe, — das heißt, Sie haben mich falſch verſtanden, — meine eigene Naſe iſt mir abhanden gekommen und Gott weiß wohin verſchwunden; der Teufel ſelbſt ſcheint mir einen Streich geſpielt zu haben."

„Ja, auf welche Weise ist sie Ihnen denn abhanden gekommen? Ich habe nämlich die Sache immer noch nicht begriffen."

„Auf welche Weise? Das kann ich Ihnen nicht sagen. Aber die Hauptsache ist, daß sie jetzt in der Stadt herumfährt und sich Staatsrat nennt; und darum möchte ich Sie bitten, sofort bekanntzumachen, daß jeder, der ihr begegnet, sie mir so schnell wie möglich zustellen möchte. Sie werden wohl selbst zugeben müssen, daß ich einen so exponierten Körperteil unmöglich entbehren kann. Ja, wenn es eine kleine Zehe wäre — das würde kein Mensch sehen. Aber so. Ich bin am Donnerstag stets bei der Staatsrätin Tschechtarew, die Frau des Stabsoffiziers Pelagija Grigorjewna Podtotschin ist ebenfalls eine sehr gut Bekannte von mir, und Sie werden selbst zugeben müssen, daß ich mich jetzt nicht so vor ihnen sehen lassen kann."

Der Beamte schien, nach den zusammengepreßten Lippen zu urteilen, eifrig nachzudenken.

„Nein, ich kann eine derartige Bekanntmachung nicht in die Zeitung aufnehmen," sagte er endlich nach langem Schweigen.

„Wieso? Warum denn nicht?"

„Nun so. Die Zeitung könnte dadurch ihren guten Ruf verlieren. Wenn jeder bekannt machen würde, daß ihm seine Nase davongelaufen sei ... man behauptet schon ohnehin, daß wir viele Unwahrscheinlichkeiten und falsche Gerüchte drucken."

„Aber wieso ist denn dies hier unwahrscheinlich? Mir scheint, daß dabei doch nichts ist."

„Ja, Ihnen mag das vielleicht so scheinen. Aber in der vorigen Woche hatten wir auch so einen ähnlichen Fall. Kam da genau so wie Sie ein Beamter zu uns mit einem Zettel — das Inserat kostete zwei Rubel dreiundsiebzig Kopeken — und die ganze Bekanntmachung bestand darin, daß ein schwarzer Pudel davongelaufen sei. Das schien auch ganz harmlos zu sein und entpuppte sich dabei als eine Verhöhnung: mit diesem Pudel war ein Kassierer gemeint — ich erinnere mich nicht mehr, von welcher Bank."

„Aber ich suche ja gar keinen Pudel, sondern nur meine eigene Nase, also es ist doch ganz dasselbe, als ob ich eine Anzeige über mich aufgeben würde."

„Nein, ein solches Inserat kann ich durchaus nicht annehmen."

„Aber wenn ich nun doch wirklich meine Naſe verloren habe?“

„Wenn das der Fall iſt, ſo geht die Sache einen Arzt an, und nicht uns. Es ſoll ja Ärzte geben, die jede beliebige Naſe anſetzen können. Allein ich ſehe ſchon, daß Sie allem Anſchein nach ein luſtiger Menſch ſind und es lieben, ab und zu einen kleinen Spaß zu machen.“

„Ich ſchwöre Ihnen — ſo wahr Gott heilig iſt. Ich ſehe ſchon, daß ich es Ihnen ſelbſt werde zeigen müſſen.“

„Warum ſich darüber aufregen?“ fuhr der Beamte, eine Priſe nehmend, fort.

„Übrigens, wenn es Ihnen nicht unangenehm iſt,“ fügte er neugierig hinzu, „möchte ich es mal wirklich ſelbſt ſehen.“

Der Kollegienaſſeſſor nahm das Tuch vom Geſicht.

„In der Tat, höchſt merkwürdig,“ ſagte der Beamte, „die Stelle iſt vollkommen glatt, wie ein eben ausgebackener Pfannkuchen. Es iſt kaum zu glauben.“

„Nun, jetzt werden Sie wohl nicht mehr ſtreiten wollen? Sie ſehen ſelbſt, daß die Sache in die Zeitung kommen muß. Ich würde Ihnen zu beſonderem

Danke verpflichtet ſein und bin ſehr erfreut, daß mir dieſer Anlaß das Vergnügen Ihrer Bekanntſchaft verſchafft hat."

Der Major hatte ſich, wie aus dieſen Worten zu erſehen war, nunmehr entſchloſſen, es mit der Liebenswürdigkeit zu verſuchen.

„Das Inſerat abzudrucken, wäre ja gar nicht ſchlimm, nur ſehe ich nicht ein, was für einen Nutzen Sie davon haben könnten. Wollen Sie vielleicht nicht lieber irgendeinem geſchickten Schriftſteller die Sache erzählen, damit er dann darüber als über ein ſeltſames Naturereignis ſchreibt? Er könnte dann dieſen Aufſatz in der „Nordiſchen Biene" (hier nahm er ſich wieder eine Priſe) abdrucken laſſen, zur Belehrung der Jugend (hier putzte er ſich die Naſe) oder auch nur, um die allgemeine Neugierde zu befriedigen."

Der Kollegienaſſeſſor ließ ſchon alle Hoffnung fahren. Er warf einen Blick in ein vor ihm liegendes Zeitungsblatt, das die Ankündigungen der Theatervorſtellungen enthielt, und dabei verbreitete ſich wieder, als er den Namen einer Schauſpielerin, eines ganz hübſchen Dämchens, las, ein Schmunzeln über ſein Geſicht. Er griff ſchon nach der Taſche, um ſich zu überzeugen,

ob er noch Geld für einen Logenplatz bei sich habe, allein im selben Moment verdarb ihm wieder der Gedanke an seine Nase die ganze Freude.

Selbst der Zeitungsbeamte schien durch die prekäre Lage Kowalews gerührt zu sein. Um ihm seinen Kummer etwas zu zerstreuen, hielt er es für angemessen, ihm seine Teilnahme auszudrücken:

„Es geht mir wirklich sehr nahe, daß Ihnen da so etwas passieren mußte. Wollen Sie nicht ein Prischen nehmen? Das ist gleich gut gegen Kopfweh wie gegen schlechte Laune; ja selbst gegen Hämorrhoiden ist das Mittel recht gut."

Und mit diesen Worten hielt er Kowalew seine geöffnete Tabaksdose hin.

Diese unbedachte Tat brachte Kowalew in Wut.

„Ich begreife nicht, wie Sie noch solche Scherze machen können," rief er ärgerlich. „Sehen Sie denn nicht, daß mir gerade das fehlt, was zum Schnupfen unerläßlich ist? Der Teufel hole Ihren Tabak!"

Und damit stürzte er tief beleidigt aus der Zeitungsexpedition und begab sich zum Revieraufseher.

Er traf diesen Beamten gerade, während er sich

reckte, gähnte und bei sich dachte: „Ach, es ist doch herrlich, so ein paar Stündchen zu schlafen.“

Somit kann sich jeder denken, daß ihm der Besuch des Kollegienassessors durchaus nicht gelegen kam.

Der Revieraufseher war ein großer Freund des Kunstgewerbes und besonders der Porzellansachen, aber die Rubelscheine zog er schließlich doch allem vor. „Das ist doch was Reelles,“ pflegte er zu sagen, „es geht doch nichts darüber; die Scheine brauchen keine Nahrung, nehmen wenig Platz ein, man kann sie stets in der Tasche unterbringen, und selbst wenn sie zu Boden fallen, so zerbrechen sie doch nicht.“

Der Revieraufseher empfing Kowalew mit ziemlich trockenem Tone und sagte, daß es unmittelbar nach dem Essen nicht die rechte Zeit sei, eine Untersuchung einzuleiten, daß es schon von der Natur so eingerichtet sei, nach dem Essen der Ruhe zu pflegen, und daß man einem anständigen Menschen nicht die Nase abreiße.

Es muß hier bemerkt werden, daß Kowalew ein höchst empfindlicher Mensch war. Er konnte alles verzeihen, was man über ihn selbst sagte, aber niemals das, was sich auf seinen Rang oder seine Stellung bezog.

Der Empfang des Revieraufsehers hatte ihn so

verwirrt, daß er im Vollgefühl seiner Würde unter Kopfschütteln sagte: „Ich muß gestehen, daß ich nach solchen beleidigenden Bemerkungen von Ihrer Seite nichts mehr hinzuzufügen habe."

Und damit entfernte er sich.

Todunglücklich kam er wieder zu Hause an. Es dämmerte bereits, und seine Wohnung erschien ihm nach all den unglücklichen Bemühungen höchst trübselig und widerwärtig. Als er das Vorzimmer betrat, bemerkte er seinen Diener, der rücklings auf dem Ledersofa lag und sich damit die Zeit vertrieb, nach der Decke zu spucken, in welcher Kunst er es schon zu einer bewundernswerten Geschicklichkeit gebracht hatte.

Der Gleichmut seines Dieners empörte ihn; er warf ihm wütend seinen Hut ins Gesicht und rief: „Du Schwein, mit was für Nichtsnutzigkeiten befaßt du dich wieder?"

Iwan sprang schnell von seinem Platze auf und beeilte sich, seinem Herrn den Mantel abzunehmen.

In seinem Zimmer angelangt, warf sich der Major müde und kummervoll auf seinen Stuhl und sagte schließlich nach einigen tiefen Seufzern: „Mein Gott, mein Gott! Womit habe ich dieses Unglück verschuldet? Hätte

ich eine Hand oder einen Arm oder ein Bein verloren, so wäre das alles noch nicht so schlimm; aber ein Mensch ohne Nase ... Und wenn ich sie wenigstens im Kriege oder im Duell oder durch eigenes Verschulden verloren hätte; aber um nichts und wieder nichts ... doch nein, das kann nicht sein," fuhr er nach einigem Sinnen fort, „das ist ganz unwahrscheinlich, daß ich die Nase verloren haben könnte; ganz und gar unwahrscheinlich. Entweder träume ich nur davon oder ich phantasiere; vielleicht habe ich auch aus Versehen statt Wasser den Branntwein ausgetrunken, mit dem ich mir nach dem Rasieren das Kinn wasche."

Und um sich tatsächlich zu überzeugen, daß er nicht betrunken sei, kniff sich der Major so empfindlich ins Fleisch, daß er laut aufschrie. Dieser Schmerz klärte ihn vollkommen darüber auf, daß er wirklich wach und nüchtern sei. Er näherte sich langsam dem Spiegel und blinzelte hinein, in der Hoffnung, daß er vielleicht seine Nase wieder an der alten Stelle finden werde; aber im selben Augenblick sprang er wieder zurück und rief: „Welch ein niederträchtiger Anblick!"

Es war tatsächlich unbegreiflich; wenn er irgend etwas anderes verloren hätte, einen silbernen Löffel,

eine Uhr oder irgend etwas Ähnliches — aber ein solcher Verlust, und noch dazu in der eigenen Wohnung . . .

Der Major Kowalew kam nach reiflicher Überlegung zu der Überzeugung, daß niemand anders daran schuld sein könnte als die Frau Stabsoffizier Podtotschin, die ihn gern mit ihrer Tochter verheiratet hätte. Er selbst kokettierte zwar sehr gern und oft mit ihr, aber suchte doch einer endgültigen Erklärung aus dem Wege zu gehen. Als die Frau Stabsoffizier ihm geradeaus erklärte, daß sie ihre Tochter gerne mit ihm verheiraten möchte, zog er sich ganz leise unter Komplimenten zurück, indem er bemerkte, daß er noch zu jung sei und erst noch fünf Jahre dienen müsse, um gerade zweiundvierzig Jahre voll zu haben.

Und da hatte die Frau Stabsoffizier höchst wahrscheinlich aus Rache den Plan gefaßt, ihn zu schänden und sich zu diesem Zwecke irgendein paar alte Hexenweiber angeworben, da sich auf eine andere Weise das Verschwinden der Nase gar nicht erklären ließ.

Niemand kam zu ihm ins Zimmer; der Barbier Iwan Jakowlewitsch hatte ihn bereits am letzten Mittwoch rasiert, und während des ganzen Mittwochs, ja sogar im Laufe des Donnerstags war die Nase noch

da geweſen. Er erinnerte ſich deſſen ganz genau; zudem würde er ja auch ſonſt Schmerz empfunden haben und dann hätte die Wunde auf natürlichem Wege nicht ſo ſchnell heilen und vernarben können.

Er machte verſchiedene Pläne und dachte darüber nach, ob er die Frau Stabsoffizier auf ordnungsmäßige Weiſe vor Gericht laden oder ob er ſich ſelbſt zu ihr begeben und ſie entlarven ſolle.

Seine Gedanken wurden durch einen Lichtſtrahl, der durch die Spalten der Tür drang, unterbrochen. Bald darauf trat Iwan mit den Lichtern ein. Kowalews erſte Bewegung war, daß er nach dem Taſchentuch griff, um die Stelle zu verhüllen, wo ſich geſtern noch die Naſe befunden hatte, damit dieſer Dummkopf von Diener nicht gleich das Maul aufreißt, wenn er ſeinen Herrn in ſo ſeltſamer Verfaſſung erblickte.

Iwan war noch nicht dazu gekommen, ſich hinauszubegeben, als ſich plötzlich im Vorzimmer eine unbekannte Stimme vernehmen ließ, die rief:

„Wohnt hier der Kollegienaſſeſſor Kowalew?“

„Ja, bitte, treten Sie ein, er wohnt hier,“ ſagte Kowalew und eilte ſchnell zur Tür, um ſie zu öffnen.

Ein Polizeibeamter von angenehmem Äußeren, mit

grauem Backenbart und ziemlich vollen Wangen, trat ein. Es war derſelbe, der zu Beginn unſerer Erzählung auf der Iſaacksbrücke geſtanden hatte.

„Haben Sie nicht Ihre Naſe verloren?“

„Ganz recht.“

„Sie iſt jetzt gefunden.“

„Was ſagen Sie?“ rief Kowalew. Die Freude lähmte ihm die Zunge, und er ſtarrte den vor ihm ſtehenden Poliziſten wie geiſtesabweſend an. Endlich konnte er wieder ſprechen und fragte: „Wie iſt ſie denn gefunden worden?“

„Auf höchſt ſeltſame Weiſe, nämlich faſt ſchon auf der Landſtraße. Sie ſaß bereits im Poſtwagen und wollte nach Riga fahren. Auch der Paß war ſchon ausgeſchrieben, und zwar auf den Namen eines Beamten. Sonderbarerweiſe habe ich ſie auch zunächſt für einen anſtändigen Herrn gehalten, aber zum Glück hatte ich meine Brille bei mir, und da ſah ich dann ſofort, daß es eine Naſe war. Ich bin nämlich kurzſichtig, und wenn Sie ſo vor mir ſtehen, ſo ſehe ich auch nur, daß Sie ein Geſicht haben, aber den Bart, die Ohren und die anderen Körperteile kann ich nicht

unterſcheiden. Meine Schwiegermutter, das heißt die Mutter meiner Frau, iſt ebenfalls kurzſichtig."

Kowalew war außer ſich. „Wo iſt ſie denn? Wo? Ich will gleich hinlaufen . . ."

„Beruhigen Sie ſich nur. Ich wußte, daß ſie Ihnen nötig ſei, und habe ſie gleich mitgebracht. Merkwürdigerweiſe iſt der Hauptverbrecher bei der ganzen Sache ein Halunke von Barbier aus der Himmelfahrtsſtraße, der jetzt bereits hinter Schloß und Riegel ſitzt. Ich hatte ihn ſchon lange im Verdacht, daß er ein Trunkenbold und Bandit ſei, und noch vorgeſtern hat er in einem Laden eine Partie Knöpfe geſtohlen. Ihre Naſe iſt noch genau ſo, wie ſie war."

Und damit griff der Polizeibeamte in die Taſche und holte die in ein Stück Papier eingewickelte Naſe aus der Taſche.

„Ja, das iſt ſie," rief Kowalew, „richtig, das iſt ſie. Wollen Sie nicht heute eine Taſſe Tee mit mir trinken?"

„Würde mir eine Ehre ſein, aber ich kann wirklich nicht; ich muß von hier aus ſofort zum Zuchthaus... alle Lebensmittel ſind jetzt teurer geworden . . . meine Schwiegermutter, das heißt die Mutter meiner Frau,

wohnt bei mir und dann habe ich noch verschiedene Kinder; namentlich das älteste scheint viel zu versprechen — ein sehr kluges Kerlchen, aber es fehlt mir leider vollkommen an Mitteln, ihm eine gute Erziehung zuteil werden zu lassen ....“

Der Kollegienassessor blieb, als der Polizeibeamte fort war, längere Zeit in einer gewissen Betäubung, und erst nach und nach war es ihm wieder möglich, zu sehen und zu fühlen — so sehr hatte ihn die unerwartete Freude überwältigt. Er nahm die wiedergefundene Nase vorsichtig in die zusammengefügten Hände und betrachtete sie noch einmal ganz aufmerksam.

„Sie ist's, sie ist's,“ rief er froh, „da ist auch das Hitzbläschen an der linken Seite, das mir gestern aufgesprungen war.“

Und vor Freude fing er beinahe laut zu lachen an.

Allein auf Erden ist nichts von Dauer, und so war auch die Freude des Majors in der nächsten Minute nicht mehr so groß wie in der ersten, in der dritten Minute war sie noch schwächer geworden, und schließlich verlor sie sich vollständig, wie ein Kreis auf dem Wasser, der, durch irgendeinen hineingeworfenen Gegen-

ſtand hervorgerufen, ſchließlich wieder auf der ſpiegelglatten Fläche verſchwindet.

Kowalew begann zu denken und zu grübeln und kam ſchließlich zu der Überzeugung, daß die Sache noch nicht vollſtändig erledigt war. Die Naſe war zwar gefunden, aber nun mußte ſie wieder erſt an Ort und Stelle befeſtigt werden.

„Und wenn ſie nun nicht feſtſitzen will?“

Bei dieſer ſich ſelbſt geſtellten Frage erbleichte der Major.

Mit einem Gefühl unerklärlichen Schreckens ſtürzte er zum Tiſch und ergriff einen Spiegel, damit er die Naſe ja nicht ſchief aufſetze. Mit bebenden Händen und mit der größten Vorſicht und Behutſamkeit drückte er ſie an die alte Stelle, aber — o Schrecken, die Naſe blieb nicht haften . . . Er hielt ſie vor den Mund, erwärmte ſie leicht mit ſeinem Atem und brachte ſie wieder an die glatte Stelle zwiſchen den beiden Wangen; aber die Naſe wollte durchaus nicht haften bleiben.

„Na, na, na, ſo bleib doch da, du dummes Ding,“ ſagte er. Doch die Naſe war wie ein Klotz und fiel mit einem eigentümlichen Ton wieder auf den Tiſch

zurück. Das Gesicht des Majors begann krampfhaft zu zucken.

„Sollte sie wirklich nicht haften bleiben?“ fragte er sich entsetzt. Allein so oft er sie auch an die Stelle andrückte — alle Bemühungen waren wie bisher fruchtlos.

Er rief seinen Diener und schickte ihn nach dem Arzt, der im selben Hause eine schöne Wohnung in der Beletage innehatte.

Dieser Doktor war ein sehr schöner Mann. Er hatte einen prächtigen Backenbart, eine frische gesunde Frau, aß des Morgens frische Äpfel und hielt seinen Mund peinlich sauber, indem er ihn jeden Morgen dreiviertel Stunden lang spülte und sich dann die Zähne mit fünf verschiedenen Bürstchen polierte.

Der Doktor kam unverzüglich. Nachdem er sich erkundigt hatte, wann das Unglück passiert sei, faßte er den Major am Kinn und gab ihm mit dem Zeigefinger ein Schnippchen auf die Stelle, wo früher die Nase gesessen hatte, worauf der Major mit solcher Heftigkeit zurückprallte, daß er mit dem Hinterkopf an die Wand schlug. Der Arzt sagte, das habe nichts zu bedeuten, bat ihn, den Kopf etwas auf die Seite zu

drehen und sagte „hm!“ Dann ließ er ihn wieder den Kopf nach links drehen, sagte nochmals „hm“ und gab ihm zum Schluß wieder mit dem Finger ein Schnippchen, so daß der Major wie ein Pferd, dem man die Zähne besieht, mit dem Kopfe stieß.

Nachdem er diese Probe angestellt hatte, schüttelte der Arzt mit dem Kopf und sagte:

„Nein, es geht nicht. Bleiben Sie schon lieber so wie Sie sind, denn es könnte sonst noch schlechter werden. Natürlich kann Ihnen die Nase wieder angesetzt werden, ja, ich könnte es auf der Stelle tun; aber ich versichere Sie, daß es dadurch nur noch schlimmer werden würde.“

„Das ist ja nett, wie soll ich mich denn ohne Nase behelfen?“ sagte Kowalew. „Schlimmer als jetzt kann es ja gar nicht sein, es ist einfach zum Verrücktwerden. Wo kann ich mich denn mit solch einem ekelhaften Gesicht zeigen? Ich habe sehr vornehme Bekannte, und noch heute abend muß ich in zwei Familien Besuche machen. Ich bin, wie gesagt, mit vielen Leuten bekannt: da ist die Staatsrätin Tschechtarew, die Frau Stabsoffizier Podtotschin . . . obgleich ich nach dem

gestrigen Vorfall mit ihr nicht anders verkehren werde als durch die Polizei."

„Tun Sie mir den Gefallen," fuhr Kowalew mit flehender Stimme fort, „gibt es denn gar kein Mittel, sie zu befestigen? Wenn es auch nicht schön aussieht, die Hauptsache ist, daß sie nur festsitzt. Ich könnte sie ja sogar in gefährlichen Situationen ein wenig mit der Hand stützen, außerdem würde ich auch nicht tanzen, damit sie nicht durch unvorsichtige Bewegungen zu schaden kommt. Und was den Ausdruck der Dankbarkeit für Ihre Besuche anbelangt, so seien Sie überzeugt, daß ich, soweit es meine Mittel erlauben . . ."

„Glauben Sie mir," sagte der Doktor mit überzeugender Stimme, „daß ich niemals aus Eigennutz meiner ärztlichen Praxis nachgehe. Das ist gegen meine Grundsätze. Ich nehme ein Honorar für die Besuche nur aus dem Grunde, um die Patienten nicht durch eine Zurückweisung zu beleidigen. Natürlich könnte ich Ihnen die Nase wieder ansetzen; aber ich gebe Ihnen die ehrenwörtliche Versicherung — wenn Sie schon meinen Worten nicht glauben wollen — daß es dann noch weit schlimmer werden würde. Waschen Sie die

Stelle recht oft mit kaltem Waſſer, und ich verſichere Sie, daß Sie ohne Naſe ebenſo geſund ſein werden, wie Sie es mit Ihrem Riechorgan waren. Die Naſe aber möchte ich Ihnen raten, in ein Gläschen mit Spiritus zu legen oder noch beſſer, Sie gießen zwei Eßlöffel ſcharfen Schnaps und aufgewärmten Eſſig darauf — dann können Sie dafür noch eine recht anſehnliche Summe Geldes bekommen. Ich bin ſogar bereit, ſie Ihnen ſelbſt abzukaufen, wenn Sie ſie mir nicht zu teuer berechnen."

„Nein, nein, ich verkaufe ſie um keinen Preis," ſchrie verzweifelt der Major. „Lieber ſoll ſie dann umkommen."

„Entſchuldigen Sie," ſagte der Doktor mit einer Verbeugung. „Ich wollte Ihnen nur nützlich ſein ... Was ſoll man denn tun? Jedenfalls werden Sie überzeugt ſein, daß ich mein Möglichſtes verſucht habe."

Und mit dieſen Worten verließ der Arzt in würdiger Haltung das Zimmer.

Am folgenden Tage beſchloß Kowalew, noch bevor er ſeine Klage beim Gericht einreichte, an die Frau des

Stabsoffiziers zu schreiben und anzufragen, ob sie ihm nicht freiwillig das zurückzugeben gesonnen sei, was ihm ohne weiteres zukomme.

Der Brief hatte folgenden Inhalt:

„Sehr geehrte gnädige Frau!

Ich kann Ihr eigentümliches Vorgehen durchaus nicht begreifen. Seien Sie überzeugt, daß Sie durch ein solches Vorgehen nichts erreichen werden und mich nicht im geringsten dadurch dazu bewegen können, Ihr Fräulein Tochter zum Altar zu führen. Ich versichere Sie, daß die Geschichte meiner Nase schon in der ganzen Stadt bekannt ist, wie auch der Umstand, daß Sie und niemand anders in erster Linie daran beteiligt sind. Das plötzliche Verschwinden meiner Nase, die Flucht und der Umstand, daß Sie sich bald in der Gestalt eines Beamten und schließlich in ihrer natürlichen Gestalt zeigte, sind weiter nichts als das Resultat der Zauberkünste, die Sie oder andere, die sich gleichfalls mit solch ähnlichen Beschäftigungen befassen, ausüben.

Ich halte es meinerseits für eine Pflicht, Sie zu warnen, und teile Ihnen daher mit, daß, wenn meine oben erwähnte Nase sich nicht noch heute an Ort und

Stelle befindet, ich mich genötigt ſehen werde, den Schutz der Gerichte anzurufen.

Im übrigen verbleibe ich

mit vollkommener Hochachtung

Ihr ganz ergebener

Platon Kowalew."

□ □

„Sehr geehrter Herr Major!

Ihr Brief hat mich in außerordentliche Verwunderung verſetzt. Ich muß Ihnen offen geſtehen, daß ich dieſe ungerechten Vorwürfe von Ihrer Seite durchaus nicht erwartet habe. Ich muß Ihnen bemerken, daß ich den Beamten, von dem Sie in Ihrem Schreiben ſprachen, niemals in meinem Hauſe empfangen habe, weder maskiert noch in ſeiner wirklichen Geſtalt. Allerdings hat Philipp Iwanowitſch Potatſchikow mich beſucht, und obgleich er, der ein höchſt angeſehener nüchterner und gebildeter Mann iſt, ſich um die Hand meiner Tochter beworben hat, ſo habe ich ihm doch nicht die geringſte Hoffnung gemacht.

Sie erwähnen noch eine Naſe. Wenn Sie damit ſagen wollen, daß ich Ihnen eine Naſe, das heißt eine

abschlägige Antwort gegeben habe, so wundert es mich im höchsten Grade, daß Sie selbst davon reden, während ich doch, wie Ihnen bekannt sein dürfte, ganz der entgegengesetzten Meinung war; und wenn Sie jetzt in anständiger gesetzlicher Weise um meine Tochter werben, so bin ich sofort bereit, Sie zu befriedigen, um so mehr, da dies stets der Gedanke meines lebhaften Verlangens war, in welcher Hoffnung ich verbleibe

Ihre sehr ergebene

Alexandra Podtotschin."

„Nein," sagte Kowalew, nachdem er den Brief gelesen hatte. „Sie ist wirklich unschuldig. Der Brief ist so geschrieben, wie ihn nur ein an der ganzen Sache unschuldiger Mensch schreiben kann."

Der Kollegienassessor war in solchen Sachen erfahren, weil er seinerzeit im Kaukasus wiederholt im amtlichen Auftrage die gerichtlichen Untersuchungen zu leiten gehabt hatte. Aber auf welche Weise ist das alles zugegangen? „Der Teufel soll die ganze Geschichte holen," sagte er endlich und ließ die Hände sinken.

Mittlerweile hatte sich das Gerücht von diesem

außergewöhnlichen Ereignis durch die ganze Hauptstadt verbreitet, und zwar, wie das so zu geschehen pflegt, nicht ganz ohne Zusätze. Damals waren alle Geister ganz besonders dem Außergewöhnlichen zugeneigt, und das Publikum hatte sich seit kurzer Zeit für den Magnetismus zu interessieren begonnen. Zudem war die Geschichte von den tanzenden Stühlen, die sich in der Stallstraße abgespielt hatte, noch frisch in aller Gedächtnis; man konnte daher nicht staunen, daß die Leute sich schließlich erzählten, die Nase des Kollegienassessors Kowalew spaziere täglich Punkt drei Uhr über den Newski Prospekt. Eine Menge von Neugierigen strömte täglich dorthin. Irgend jemand erzählte, daß sich die Nase in den Ladenräumen von Junker gezeigt habe — und sofort entstand neben Junker ein solches Gedränge und Gewühl von Menschen, daß sich sogar die Polizei ins Mittel legen mußte.

Ein Spekulant, der außer seinem würdigen Aussehen noch einen prächtigen Backenbart besaß und vor einem Theater verschiedene Kuchen verkaufte, fabrizierte sehr schöne dauerhafte Stühle, auf welche die Neugierigen gegen Entrichtung von achtzehn Kopeken steigen konnten, um besser über Köpfe anderer hinwegzusehen.

Ein alter verdienſtvoller Hauptmann verließ extra zu dieſem Zwecke früher als gewöhnlich ſein Haus und drängte ſich mit größter Mühe durch die Volksmenge; allein zu ſeinem großen Mißvergnügen erblickte er in dem Ladenfenſter ſtatt der Naſe nur eine gewöhnliche wollene Jacke, ſowie das lithographierte Bild eines jungen Mädchens, das an einem Strumpf ſtrickte — ein Bild, das ſchon über zehn Jahre an ein und derſelben Stelle hing. Beim Fortgehen ſagte er ärgerlich: „Wie kann man nur mit ſolch dummen und unwahrſcheinlichen Gerüchten die Leute in Aufregung verſetzen?“

Dann wieder ging das Gerücht, daß die Naſe des Majors Kowalew nicht auf dem Newski Proſpekt, ſondern im Tauriſchen Garten umherſpaziere. Eine Anzahl von Studenten der chirurgiſchen Akademie begaben ſich daraufhin an jenen Ort, und eine vornehme Dame bat ſogar den Verwalter des Tauriſchen Gartens in einem beſonderen Schreiben, ihren Kindern dies ſeltene Phänomen zu zeigen und zu erklären.

□ □

III.

Es ereignen sich manchmal ganz blödsinnige Dinge in der Welt. Plötzlich zeigte sich die Nase, die in der Uniform eines Staatsrates umhergefahren und soviel Lärm erregt hatte, als wäre gar nichts vorgefallen, wieder an ihrem Platze, das heißt zwischen den beiden Wangen des Majors Kowalew.

Dieses Ereignis trug sich am 7. April zu. Als der Major am Morgen erwachte und zufällig in den Spiegel blickte, sah er — seine Nase! Er betastete sie mit der Hand — es war richtig seine Nase.

„Ha, ha," sagte Kowalew und hätte vor Freude beinahe barfuß in seinem Zimmer herumgetanzt. Nur das Erscheinen seines Dieners verhinderte ihn daran. Er befahl diesem, ihm sofort Waschwasser zu bringen, und nachdem er sich gewaschen hatte, blickte er noch einmal in den Spiegel — richtig seine Nase! Dann rieb er sich mit dem Handtuch ab und sah noch einmal in den Spiegel — ja, ja — die Nase!

„Sieh mal her, Iwan, ich glaube, ich habe da ein Hitzbläschen auf der Nase," sagte er und dachte bei sich: aber wenn nun Iwan sagt: „Nein, gnädiger

Herr, Sie haben weder ein Hitzbläschen auf der Naſe noch überhaupt eine Naſe."

Allein Iwan ſagte: „Es iſt nichts — gar keine Spur von einem Hitzbläschen; die Naſe iſt ganz rein."

„Das iſt ſchön, weiß der Teufel," ſagte der Major und ſchnalzte mit der Zunge.

In dieſem Augenblick ſchaute der Barbier Iwan Jakowlewitſch zur Tür herein, aber ſo ängſtlich wie eine Katze, die eben beim Naſchen ertappt und verprügelt worden war.

„Zunächſt ſage mir, ob du ſaubere Hände haſt," ſchrie ihm Kowalew ſchon von weitem entgegen.

„Sie ſind ſauber."

„Du lügſt."

„Bei Gott, ſie ſind ſauber, gnädiger Herr."

„Na, paß auf."

Kowalew ſetzte ſich. Iwan Jakowlewitſch hüllte ihn mit ſeinem Tuche ein und hatte ihn dann im Handumdrehen eingeſeift.

„Sieh mal an," ſagte Iwan Jakowlewitſch bei ſich und betrachtete aufmerkſam die Naſe. Dann wandte er den Kopf zur Seite und betrachtete ſie von neuem. Endlich erhob er langſam mit der denkbar größten Vor-

ſicht zwei Finger, um die Naſe ganz an der Spitze zu faſſen. Dieſes Verfahren beobachtet Iwan Jakowlewitſch ſtets beim Raſieren ſeiner Kunden.

„Na, na, na, ſieh dich vor,“ ſchrie ihn Kowalew an.

Iwan Jakowlewitſch ließ die Hände ſinken und wurde ſo beſtürzt und verwirrt, wie noch nie in ſeinem Leben. Endlich begann er ganz vorſichtig unter dem Kinn zu raſieren, und obgleich es ihm höchſt unbequem war, gelang es ihm ſchließlich doch, indem er den einen Finger auf die Wange und den anderen auf den Unterkiefer ſtützte, ſich ſeiner Aufgabe vollkommen zu entledigen, ohne die Naſe berührt zu haben.

Als er mit dem Raſieren fertig war, kleidete ſich Kowalew ſofort an, nahm ſich eine Droſchke und fuhr geraden Weges nach einer Konditorei. Kaum war er eingetreten, ſo rief er laut: „Kellner, eine Taſſe Schokolade,“ und ſtand auch ſchon im nächſten Augenblick wieder vor dem Spiegel. Ja — die Naſe war da.

Er kehrte ſich fröhlich um und betrachtete mit einem höhniſchen Geſichtsausdruck und blinzelnden Augen zwei Leutnants, von denen der eine eine Naſe hatte, die nicht größer war als ein Weſtenknopf.

Daraufhin begab er ſich in die Kanzlei des einen Departements, bei welchem er ſich um die Stelle eines Vizegouverneurs oder, falls ſolches nicht glücken ſollte, um einen Exekutorpoſten bemühte.

Als er durch das Empfangszimmer ſchritt, ſchaute er in den Spiegel —: ja, die Naſe war da.

Dann fuhr er zu einem anderen Kollegienaſſeſſor, einem großen Witzbold, und dachte dabei den ganzen Weg über: „Wenn der nicht bei meinem Anblick vor Lachen platzt, ſo iſt das ein ſicheres Zeichen, daß bei mir alles an der richtigen Stelle ſitzt.

Und ſo war es auch, denn der Kollegienaſſeſſor bemerkte nichts Ungewöhnliches an ihm.

„Das iſt ſchön, weiß der Teufel, ſehr ſchön," dachte Kowalew bei ſich.

Unterwegs begegnete er der Frau Stabsoffizier mit ihrer Tochter, begrüßte ſich mit ihnen und wurde ſehr freudig empfangen. Er unterhielt ſich mit ihnen ſehr lange und zog dabei abſichtlich öfters ſeine Tabaksdoſe hervor, um ſich ſeine Naſe recht umſtändlich mit Tabak zu füllen, wobei er bei ſich murmelte: „Na, ſeht ihr's nun, ihr dummes Weibervolk! Aber das Töchterchen

heirate ich doch nicht. Ja, nur so, pour amour — ganz gerne."

Und von jetzt ab begann Major Kowalew, als wäre gar nichts geschehen, wieder auf dem Newski Prospekt zu promenieren und sich im Theater, auf Bällen und Soireen — kurz überall — zu zeigen.

Und auch die Nase saß, als wäre ihr nichts passiert, im Gesicht, und man sah es ihr sogar nicht im geringsten an, daß sie solche tollen Streiche gemacht hatte.

Auch in der Folge sah man den Major Kowalew stets bei ausgezeichneter Laune, immer lächelnd und in einem fort schönen Frauen nachjagend. Er soll sich sogar einmal in irgendeinem Laden ein Ordensbändchen gekauft haben — aus welchem Grunde, ist nicht bekannt — jedenfalls war er noch nicht im Besitz irgendeines Ordens.

Diese Geschichte hatte sich also in der nordischen Hauptstadt unseres weiten Reiches ereignet. Wenn ich jetzt mir das Ganze nochmals vorstelle, so muß ich gestehen, daß manches darin mir unwahrscheinlich vorkommt. Abgesehen davon, daß es doch im Grunde seltsam ist, daß eine Nase sich aus dem Gesicht ihres Besitzers entfernt und sich an verschiedenen Orten in Gestalt eines

Staatsrates zeigt, erſcheint es mir doch ſehr ſonderbar, daß Kowalew nicht gleich begriffen hatte, daß man nicht durch die Zeitung ſeine verſchwundene Naſe ſuchen kann. Ich will damit nicht ſagen, daß mir die Zeitungsannonce recht teuer vorkam; das ſind alles Nebenſächlichkeiten, und außerdem gehöre ich nicht zu den geizigen Menſchen; aber ich finde ſo etwas unanſtändig, unfein und unſchön.

Dann noch etwas: wie kam die Naſe in das friſchgebackene Brot, und wie konnte Iwan Jakowlewitſch ....? Nein, das begreife ich nicht, das kann ich durchaus nicht begreifen.

Aber das Seltſamſte, Unbegreiflichſte an der ganzen Sache iſt, daß ein Schriftſteller ſich einen ſolchen Vorwurf wählen kann. Ich muß geſtehen, daß das Allerunbegreiflichſte tatſächlich iſt ...., nein, nein, aber auch das iſt mir unbegreiflich! Denn erſtens hat das Vaterland nicht den geringſten Nutzen davon, und zweitens — nun, und zweitens hat auch niemand Nutzen davon; tatſächlich, ich weiß nicht, was das werden ſoll ....

Und dabei läßt ſich trotz alledem doch das eine oder andere für die Sache anführen, man könnte ſogar

. . . . nun, was für Ungereimtheiten paſſieren nicht in der Welt?

Wie man die Sache auch drehen und wenden mag, irgend etwas iſt doch immer daran. Man mag ſagen was man will, ſolche Dinge kommen vor in der Welt — zwar nur ſehr ſelten, aber ſie kommen doch vor.

Eine Mainacht

Eine Mainacht

I.

Hanna.

Ein fröhliches Lied klang hell durch die Straßen des Dorfes. Es war gerade um die Zeit, da die von der Arbeit und den Sorgen des Tages müden Burſchen und Mädchen ſich zum Tanze ſammelten, um ihrer Freude beim ſanften Schein des Mondes bei Geſang und Tanz Ausdruck zu geben.

Der ſinnende Mond goß ſchwärmeriſch ſeine Lichtſtrahlen über den blauen Himmel und zauberte unermeßliche Fernen hervor. Es begann ſchon zu dämmern, allein die Lieder wollten noch immer nicht verſtummen.

Mit der Bandura im Arm hatte ſich ein junger Koſak, Lewko, der Sohn des Dorfälteſten, leiſe fortgeſchlichen. Die Fellmütze ſchief auf dem Kopf, ſchreitet er, mit der Hand leiſe über die Saiten des Inſtruments ſtreichend, tänzelnd durch die Straßen. Nun macht er

leiſe vor der Tür einer von Kirſchbäumen beſchatteten Hütte halt.

Weſſen Hütte iſt das? Wohin führt dieſe Tür?

Nach kurzem Schweigen begann er zu ſpielen und ſang dazu eine ſchwermütige Weiſe.

„Nun, mir ſcheint, meine helläugige Schöne ſchläft ſchon feſt," ſagte der Koſak, als er das Lied beendet hatte und näherte ſich der Tür.

„Hannchen, Hannchen, ſchläfſt du? Oder willſt du nicht zu mir herauskommen? Du fürchteſt wohl, daß man uns ſehen könnte, oder willſt du vielleicht dein zartes Geſichtchen nicht der Kälte ausſetzen? Fürchte dich nicht, es iſt niemand hier und der Abend iſt warm. Und kommt jemand, ſo bedecke ich dich mit meinem Rock, umhülle dich mit meinem Gürtel, lege meine Arme um dich, und niemand wird uns ſehen. Und wenn die Kälte uns anhauchen wird, ſo drücke ich dich näher an mein Herz, erwärme dich mit meinen Küſſen und bedecke deine weißen Füße mit meiner warmen Mütze. Mein Herzchen, mein Fiſchlein, ſchau nur auf einen Augenblick zu mir heraus. Strecke mir wenigſtens durchs Fenſterlein dein weißes Händchen entgegen..."

„Nein, du ſchläfſt nicht, du hochmütiges Weib,"

rief er lauter und mit einer Stimme, der man die Scham über die erlittene Demütigung anhörte. „Du spottest ja nur meiner — lebe wohl."

Damit wandte er sich ab, gab seiner Mütze einen leichten Stoß zur Seite und trat, leise über die Saiten seiner Bandura streichend, stolz vom Fenster zurück.

Doch da knarrte der hölzerne Griff der Türe, ächzend öffnete sie sich und ein kaum siebzehnjähriges Mädchen blickte, von der Dämmerung umhüllt, schüchtern hervor und trat, ohne den Türgriff loszulassen, über die Schwelle.

„Wie ungeduldig du doch bist," sagte sie halblaut, „gleich wirst du böse. Warum hast du gerade diese Zeit gewählt? Die Leute strömen scharenweise durch die Straßen . . . ich zittere am ganzen Körper."

„Zittere nicht, mein Liebling! Schmiege dich fester an mich," sagte der junge Kosak, umarmte sie und warf dann seine an einem langen Band um den Hals hängende Bandura von sich, um mit Hanna in der Tür Platz zu nehmen.

„Weißt du auch, daß es mir schwer fällt, dich auch nur eine Stunde nicht zu sehen?"

„Weißt du, woran ich denke?" unterbrach ihn das

Mädchen und sah ihn mit nachdenklichen Augen an. „Mir kommt es immer so vor, als ob wir in Zukunft uns nicht mehr so oft werden sehen können. Die Leute sind hier so schlecht; die Mädchen blicken so neidisch und die Männer . . . Ich merke sogar, daß meine Mutter auch mich seit einiger Zeit strenger überwacht. Ich muß gestehen, in der Fremde war mir heiterer zumute."

Ein gewisser Kummer prägte sich bei diesen Worten auf ihrem Antlitz aus.

„Du bist erst kaum zwei Monate wieder in der Heimat und langweilst dich schon! Vielleicht bin ich dir auch schon überdrüssig geworden."

„O, du bist mir nicht lästig," sagte sie lächelnd. „Ich liebe dich, du schwarzäugiger Kosak! Ich liebe dich deiner dunkeln Augen wegen und mir lacht das Herz, wenn du mich anschaust; so wohl, so gut ist mir dann. Ich liebe dich, weil du so freundlich grüßt, weil du singst und deine Bandura spielst; und so froh lausche ich deinen Liedern."

„O, mein Hannchen," rief der Kosak, sie küssend, und drückte sie fester an seine Brust.

„Wart, Lewko, höre auf, es ist genug, sage mir lieber, ob du schon mit deinem Vater gesprochen hast?"

„Was?“ fragte er, aus ſeinem Entzücken erwachend, „daß ich heiraten will und daß du damit einverſtanden biſt? Ich habe geſprochen.“

Aber dieſe letzten Worte klangen ſo eigentümlich traurig und mutlos.

„Nun, und?“

„Was ſoll man mit ihm machen? Er hat ſich natürlich nach ſeiner Gewohnheit taub geſtellt; er tat, als könne er nichts hören und ſchalt noch dazu, daß ich mich Gott weiß wo herumtreibe und mit den Burſchen durch die Straßen ſchlendere. Aber gräme dich nicht, mein Hannchen! Ich gebe dir mein Koſakenwort, daß ich ihn ſchon herumkriegen werde.“

„Du brauchſt ja nur ein Wort zu ſagen, Lewko — und alles geſchieht nach deinem Willen. Ich weiß das von mir. Manchmal will ich auch nicht auf dich hören, aber dann ſprichſt du ein Wort — und unwillkürlich tue ich das, was du willſt.“

„Sieh, ſieh,“ fuhr ſie fort, ihr Köpfchen auf ſeine Schulter legend und die Augen in die Höhe richtend, wo unabſehbar der warme Himmel der Ukraina blaute, beſchattet von den verſchlungenen Äſten der vor ihnen ſtehenden Kirſchbäume. „Sieh, dort in weiter Ferne

blinken Sternlein, eins, zwei, drei, vier, fünf ..... Nicht wahr, das sind die Engel Gottes, die die Fensterchen ihrer strahlenden Häuschen im Himmel geöffnet haben und auf uns niederblicken? Ist's nicht so, Lewko? Die blicken doch herab auf unsere Erde? Was wäre, wenn die Menschen Flügel hätten wie die Vögel — wie hoch, wie hoch könnte man da fliegen .... ach, es ist so schrecklich. Nicht einmal die Eichen reichen bei uns bis zum Himmel. Und doch erzählt man sich, daß es in irgendeinem fernen Lande einen Baum gibt, dessen Wipfel in den Himmel hineinrauscht und auf dem Gott in der Nacht vor Ostern auf die Erde herabsteigt."

„Nein, Hannchen, Gott hat eine lange Leiter, die vom Himmel bis zur Erde reicht. Vor dem Ostersonntag stellen nun die heiligen Engel die Leiter auf, und sowie Gott auf die erste Stufe tritt, fliegen Hals über Kopf alle unreinen Geister auf und stürzen scharenweise in die Höllenglut; daher ist am Tage der Auferstehung des Heilands kein böser Geist auf Erden zu finden."

„Wie leise das Wasser wogt; wie ein Kind, das sich in der Wiege schaukelt," fuhr Hanna fort und zeigte auf den Teich, der von düsterem Ahornwald und Trauerweiden, die ihre Zweige im Wasser badeten, umgeben

war. Einem kraftloſen Greiſe gleich hielt er den dunkeln weiten Himmel in ſeinen kalten Armen und überſchüttete mit eiſigen Küſſen die flammenden Sterne, die in der dunkeln Nacht trübe, als ahnten ſie das baldige Erſcheinen der glänzenden Königin der Nacht, funkelten. Am Walde, auf einem Hügel, ſchlief mit geſchloſſenen Läden ein altes, hölzernes Haus; Moos und Unkraut bedeckten wuchernd das Dach; vor den Fenſtern breiteten buſchige Apfelbäume ihre Zweige, der Wald warf ſeine Schatten über all dieſes und düſtere Finſternis herrſchte über der Stille.

„Ich erinnere mich, wie im Traume," ſagte Hanna, ohne den Blick von dem Hauſe zu wenden, „daß vor langer, langer Zeit, als ich noch klein war und bei der Mutter wohnte, irgend etwas Schreckliches von dieſem Hauſe erzählt wurde. Lewko, du weißt es gewiß; erzähle."

„Gott ſei mit ihnen, mein Liebling! Alte Weiber und junges Volk erzählen gar vieles. Du wirſt dich nur aufregen und dich fürchten und dann nicht mehr ſchlafen können."

„Erzähle, erzähle, mein lieber ſchwarzäugiger Koſak," ſagte ſie, ihn umfaſſend und ihre Wange an die

seine drückend. „Nein, du scheinst mich nicht zu lieben, du hast sicher ein anderes Mädchen lieb. Ich werde mich nicht fürchten, ich werde ruhig in der Nacht schlafen. Gerade jetzt, wenn du es mir nicht erzählst, werde ich nicht einschlafen können. Ich werde mich quälen und immer daran denken . . . erzähle, Lewko."

„Es scheint wirklich wahr zu sein, was die Leute sagen: daß in den Mädchen der Teufel sitzt und ihre Neugierde reizt. Nun, so höre. Vor sehr langer Zeit, mein Liebchen, wohnte in diesem Hause ein Kosakenhauptmann. Der Hauptmann hatte eine Tochter, ein liebliches Mädchen, weiß wie Schnee, ganz wie dein Gesichtchen. Die Frau des Hauptmanns war schon lange tot und so gedachte er wieder zu heiraten. ‚Wirst du mich auch wie früher lieb haben, Väterchen, wenn du eine zweite Frau nimmst?' — ‚Ja, mein Töchterchen, ich werde dich noch fester als wie bisher ans Herz drücken und dich noch reicher mit Ringen und Halsschnüren beschenken.' —

„Der Hauptmann brachte also eine junge Frau ins Haus. Die junge Frau war schön und weiß und rot, wie Milch und Blut, nur blickte sie so schrecklich auf ihre Stieftochter, daß diese, als sie sie zum erstenmal erblickte,

vor Schreck aufſchrie und den ganzen Tag über nicht zu bewegen war, mit der Stiefmutter ein Wort zu ſprechen. Die Nacht brach herein; der Hauptmann begab ſich mit ſeiner jungen Frau ins Schlafgemach; und das Töchterchen ſchloß ſich in ihrem Stübchen ein. Es war ihr ſo weh und ſo traurig und ſie begann zu weinen. Da plötzlich ſieht ſie: eine ſchreckliche ſchwarze Katze ſchleicht ſich zu ihr; das Fell glüht wie Flammen und eiſerne Krallen ſchlagen auf den Boden. In ihrer Angſt ſpringt das Mädchen auf die Bank — die Katze ihr nach; ſie ſpringt aufs Bett — die Katze folgt ihr auch dorthin und wirft ſich ihr plötzlich an den Hals und beginnt ſie zu würgen. Mit einem Aufſchrei reißt das Mädchen die Katze von ſich und ſchleudert ſie zu Boden, aber das furchtbare Tier ſchleicht ſich wieder an ſie heran.

„Da wurde ihr Angſt. An der Wand hing des Vaters Säbel. Sie ergriff ihn, dröhnend fällt ein Schlag auf den Fußboden — die Pfote mit den eiſernen Krallen ſprang ſchnell zurück und winſelnd verſchwand die Katze in einem dunklen Winkel. Den ganzen nächſten Tag über verließ die junge Frau nicht ihre Schlafſtube und erſchien ſchließlich am dritten Tage mit einer verbundenen Hand.

„Da erriet das arme Mädchen, daß ihre Stiefmutter eine Hexe war und daß sie ihr die Hand durchgehauen hatte. Am vierten Tage befahl der Hauptmann seiner Tochter Wasser zu tragen, die Stube zu fegen, wie eine gemeine Magd, und sich in den herrschaftlichen Gemächern nicht zu zeigen. Schwer fiel es der Armen, aber was sollte sie tun, und so erfüllte sie den väterlichen Willen.

„Am fünften Tage jagte der Hauptmann seine Tochter barfuß aus dem Hause und gab ihr nicht einmal ein Stückchen Brot mit auf den Weg. Da begann das Mädchen zu schluchzen und schlug die Hände vors Gesicht. ‚Du hast deine Tochter zugrunde gerichtet, Vater, und die Hexe hat deine sündige Seele verdorben. Vergebe dir Gott; mir Unglücklichen gestattet er nicht, wie es scheint, länger auf der schönen Welt zu leben' . . .

„Und nun, siehst du da?" damit wandte sich Lewko zu Hanna und zeigte mit dem Finger aufs Haus. „Sieh dorthin, etwas vom Hause entfernt jenes hohe Ufer. Von dort stürzte sich das Mädchen ins Wasser und seit dieser Zeit war sie nicht mehr auf Erden."

„Und die Hexe?" unterbrach ihn Hanna ängstlich und richtete ihre verweinten Augen auf ihn.

„Die Hexe? Die alten Weiber erzählen, daß seit jener Zeit alle Ertrunkenen während der Mondnacht aus dem Wasser kommen, um sich im Garten des Hauptmanns an den silbernen Strahlen zu wärmen und daß die Hauptmannstochter ihre Oberin geworden ist. Und in einer solchen Nacht habe sie dann ihre Stiefmutter neben dem Teiche gesehen und sie schreiend ins Wasser geschleppt. Doch die Hexe verlor auch hier ihre Geistesgegenwart nicht; sie verwandelte sich unter dem Wasser in eine Ertrunkene und entging so den Hieben mit dem Schilfrohr von seiten der anderen Ertrunkenen. Aber glaube einer diesem Weibergeschwätz. Man erzählt auch, daß die Hauptmannstochter jede Nacht die Ertrunkenen versammle und jeder einzelnen ins Gesicht schaue, um zu erkennen, welche von ihnen die Hexe ist; sie soll sie aber bis jetzt nicht erkannt haben. Und, so heißt es weiter, wenn sie irgendeinen Menschen trifft, so läßt sie ihn die Hexe unter den Ertrunkenen suchen und droht ihm, wenn er sich weigert, ihn ins Wasser zu stürzen. So, mein Hannchen, erzählen sich's die alten Leute .... Der jetzige Hauptmann will auf diesem Platze eine Brennerei errichten und hat eigens hierzu einen Branntweinbrenner hierher geschickt. Doch ich höre Stimmen.

Die Unſrigen kehren von den Tänzen zurück. Leb' wohl, Hanna, ſchlafe ſanft und denke nicht an das Altweibergeſchwätz."

Mit dieſen Worten drückte er ſie innig an ſich, küßte ſie und ging.

„Leb' wohl, Lewko," ſagte Hanna und blickte träumeriſch hinaus auf den dunklen Wald.

Der mächtige glänzende Mond begann ſich gerade über der Erde zu erheben. Noch war die Hälfte kaum ſichtbar und ſchon erfüllte das ganze Weltall ein feierliches Licht. Der Teich glitzerte Funken. Die Schatten der Bäume begannen ſich immer klarer abzuheben von dem dunklen Grün.

„Leb' wohl, Hanna," erſcholl es auf ihre Worte, begleitet von einem Kuſſe.

„Du biſt wieder umgekehrt?" ſagte ſie, ſich umſchauend, wandte ſich aber ab, als ſie einen unbekannten Burſchen vor ſich ſah.

„Leb' wohl, Hanna," erſcholl es von neuem, und abermals küßte ſie jemand auf die Wange.

„Da hat der Teufel einen zweiten hergeweht," rief ſie ärgerlich.

„Lebe wohl, liebe Hanna."

„Das iſt ja noch ein dritter.“

„Lebe wohl! Lebe wohl! Lebe wohl, Hanna,“ und von allen Seiten regnete es Küſſe.

„Das iſt ja eine ganze Bande,“ ſchrie Hanna und riß ſich aus den Armen der Burſchen, die bemüht waren, ſie ohne Unterbrechung mit Küſſen zu überſchütten. „Wird ihnen das ewige Küſſen nicht endlich überdrüſſig? Bald werde ich mich „bei Gott“ nicht mehr auf der Straße zeigen dürfen.“

Mit dieſen Worten ſchlug ſie die Tür hinter ſich zu und man vernahm nur noch, wie quietſchend der Riegel vorgeſchoben wurde.

II.

Der Dorfälteſte

Kennt ihr die Nächte der Ukraina? O nein, ihr kennt ſie nicht. Vom Zenit leuchtet der Mond und das Himmelsgewölbe ſcheint ſich ins Unabſehbare geweitet zu haben; der Äther glüht und atmet; die Erde iſt ganz in Silber getaucht, die Luft kühl und erfriſchend und voll Zartheit, und ein Ozean von Wohlgerüchen weht leiſe durch die Welt. Göttliche Nacht! Bezaubernde Nacht! Unbeweglich ſtehen die Wälder in tiefer Dunkelheit und werfen rieſige Schatten von ſich. Die Seen liegen ſtill und ruhig in ihren Ufern, umgeben von dunkelgrünen Gärten.

Die ganze Landſchaft liegt wie in leiſem Schlaf da, nur in den Höhen atmet es ſeltſam und feierlich. Dann plötzlich lebt alles wieder auf: die Wälder, die Seen und die Steppen. Die Nachtigall ſingt ſo ſüß und zärtlich, daß ſelbſt der Mond ihrem Geſang zu lauſchen ſcheint. Die Hütten des Dorfes leuchten im

Mondſchein und ihre weißen Wände heben ſich hell von der dunklen Umgebung ab. Die Lieder ſind verhallt, alles iſt ſtill. Die ehrwürdigen Leute ſchlafen ſchon lange. Nur hier und da flimmert noch aus einem ſchmalen Fenſter ein ſchwacher Lichtſchein.

„So wird der Gopak ja nicht getanzt! Jetzt ſehe ich ja, warum er nicht geht. Was wollt ihr mir da erzählen? Alſo vorwärts: hopp tralla, hopp tralla, hopp, hopp, hopp!“

So unterhielt ſich ein angetrunkener Soldat mittleren Alters mit ſich ſelbſt, während er über die Straße tanzte.

„Bei Gott, ſo wird der Gopak nicht getanzt! Wozu ſoll ich lügen? Bei Gott, ſo nicht! Alſo vorwärts: hopp tralla, hopp tralla, hopp, hopp, hopp!“

„Der iſt aber mal verrückt! Wenn es noch ein junger Burſche wär'! Aber ſo ein alter Kerl und tanzt zum Gelächter der Kinder über die Straße!“ rief ein vorübergehendes altes Weib, das ein Bund Stroh unter dem Arme trug. „Scher dich in deine Hütte! Es iſt ſchon höchſte Zeit zu Bett zu gehen!“

„Ich gehe ſchon,“ ſagte der Koſak ſtehenbleibend. „Ich gehe ſchon. Ich ſcher' mich nicht um den Schulzen.

Er denkt, er kann alles, weil er der Älteſte iſt und die Naſe hoch trägt. Nun, Schulze hin, Schulze her, ich bin mir ſelbſt Schulze."

„Jawohl, bei Gott, ich bin mir ſelbſt Schulze," fuhr er fort, an die erſte beſte Hütte tretend, klopfte, am Fenſter ſtehenbleibend, mit den Fingern an die Scheiben und bemühte ſich, den Türgriff zu finden.

„Weib öffne! Weib, ich ſage dir, öffne raſch! Es iſt Zeit für den Koſaken zur Ruhe zu gehen."

„Wohin, Kalenik? Du biſt ja an eine fremde Hütte geraten," riefen ihm lachend einige Mädchen zu, die eben vom fröhlichen Tanze zurückkehrten. „Sollen wir dir deine Hütte zeigen?"

„Zeigt ſie mir, ihr lieben Jungfrauen."

„Liebe Jungfrauen? Hört ihr's?" wiederholte die eine, „wie höflich der Kalenik iſt. Dafür müſſen wir ihm ſchon die Hütte zeigen .... Doch nein, zuerſt tanz uns was vor!"

„Vortanzen? Ich! Ihr ſeid ſchlaue Mädchen," rief Kalenik gedehnt, lachte und drohte ihnen, hin und her wackelnd, weil ſeine Beine ihn nicht mehr tragen wollten, mit dem Finger.

„Werdet ihr euch dann auch küssen lassen? Ich will euch alle nacheinander abküssen.“

Und er begann im Zickzack ihnen nachzulaufen. Die Mädchen schrien auf und rannten durcheinander; Aber sie faßten sich bald wieder Mut und eilten, als sie sahen, daß Kalenik nicht besonders fest auf den Füßen war, auf die andere Seite der Straße.

„Das ist deine Hütte,“ riefen sie ihm von weitem zu und zeigten auf eine größere als die anderen Hütten, die dem Dorfschulzen gehörte.

Kalenik lief gehorsam auf die andere Seite und begann von neuem auf den Schulzen zu schimpfen.

Aber wer ist denn eigentlich dieser Schulze, von dem so Schlechtes und Nachteiliges erzählt wird? O, der Schulze ist eine sehr wichtige Persönlichkeit im Dorfe. Bevor Kalenik das Ziel seiner Wanderung erreicht, finden wir wohl ohne Zweifel genügend Zeit, etwas über den Schulzen zu sagen ....

Das ganze Dorf greift, so wie es den Schulzen erblickt, an die Mütze und selbst die allerkleinsten Mädchen wünschen ihm einen guten Morgen. Wer von den jungen Kosaken würde nicht gern auch Schulze sein? Der Schulze hat freie Zeche in allen Kneipen und der

Bauer ſteht ehrerbietig mit abgenommener Mütze da, ſolange des Schulzen dicke, grobe Finger in ſeiner Tabaksdoſe aus Birkenrinde ſtochern.

Bei den Gemeindeſitzungen oder anderen Verſammlungen behält der Schulze, trotzdem ſeine Macht durch die Abſtimmung begrenzt iſt, doch immer recht und ſchickt nach ſeiner Willkür, wenn es ihm gefällt, dieſen oder jenen hinaus, die Straßen zu ebnen oder Kanäle zu graben.

Der Schulze iſt von ſtrengem Ausſehen, mürriſchem Weſen und liebt es, nicht viel zu reden. Vor ſehr, ſehr langer Zeit, als einmal die Zarin Katharina nach der Krim reiſte, war er zur Begleitmannſchaft auserſehen worden; volle zwei Tage bekleidete er dies Amt und hatte ſogar die Ehre, mit dem kaiſerlichen Kutſcher zuſammen auf dem Bock zu ſitzen. Und ſeit dieſer Zeit hatte es ſich der Schulze zur Gewohnheit gemacht, nachdenklich und gravitätiſch den Kopf zu neigen, ſeinen langen, nach unten gedrehten Schnurrbart zu ſtreicheln und die Leute unter der gerunzelten Stirn hervor anzublicken. Und ſeit jener Zeit verſteht es der Schulze, man möge ſprechen, weiß Gott wovon, ſtets darauf zurückzukommen, wie er die Kaiſerin begleitet und auf dem Bocke der kaiſerlichen Kutſche geſeſſen hat.

Der Schulze verſteht es auch, ſich manchmal taub zu ſtellen, beſonders wenn er etwas hört, was er nicht gerne vernehmen möchte. Der Schulze mag auch kein ſtutzerhaftes Weſen dulden: er trägt ſtets einen einfachen Rock aus ſelbſtgewebtem ſchwarzen Tuch, umgürtet von einem einfachen bunten, wollnen Schal und noch niemand hat ihn je in einem anderen Koſtüm geſehen, ausgenommen natürlich in der Zeit, als er mit der Zarin in die Krim reiſte, denn damals hatte er einen blauen Koſakenrock an. Doch ſchwerlich erinnert ſich noch jemand aus dem Dorfe dieſer Zeit, und der blaue Rock liegt ſchon ſeit ewigen Zeiten in der verſchloſſenen Truhe.

Ja, der Schulze iſt Witwer: allein bei ihm lebt eine Schwägerin, die ihm das Mittageſſen und das Abendbrot bereitet, die Bänke wäſcht, die Hütte weißt, Leinwand für die Hemden ſpinnt und das ganze Hausweſen beſorgt. Im Dorfe erzählt man ſich, daß ſie gar keine Verwandte von ihm ſei; allein wir haben ſchon geſehen, daß der Schulze viele Feinde hat, die froh ſind, wenn ſie irgendeine Verleumdung unter die Leute bringen können. Übrigens mag der Grund dazu geweſen ſein, daß es der Verwandten niemals recht war, wenn der

Schulze auf das Feld zu den Schnitterinnen oder zu einer Koſakin, die eine junge Tochter hatte, ging.

Der Schulze iſt einäugig, aber dafür iſt dies eine Auge ein Böſewicht und kann ſchon aus der Ferne eine hübſche Bäuerin erkennen. Allein er richtet dieſes Auge nicht eher auf ein hübſches Geſicht, als bis er ſich überzeugt hat, daß ſeine Verwandte ihm nicht irgendwo auflauert.

Doch wir haben ſchon faſt alles, was nötig war, vom Schulzen erzählt, während der betrunkene Kalenik noch nicht mal die Hälfte des Weges zurückgelegt hat und noch lange mit den auserleſenſten Schimpfworten, die ſeine träge und unzuſammenhängend ſtammelnde Zunge ausſprechen konnte, auf den Schulzen fluchte.

III.

Ein unerwarteter Nebenbuhler
Die Verschwörung

„Nein, Burschen, nein, ich mag nicht! Was soll dies Treiben. Seid ihr denn noch nicht überdrüssig, in einem fort Unsinn zu machen? Ohnehin schon stehen wir im Rufe, furchtbare Durchgänger zu sein. Legt euch lieber schlafen!“

So sprach Lewko zu seinen ausgelassenen Gefährten, die ihn zu weiteren Schelmenstreichen überreden wollten.

„Lebt wohl, Brüder! Gute Nacht!“ Und mit raschen Schritten entfernte er sich von ihnen.

„Ob meine helläugige Hanna wohl schon schläft?“ dachte er, als er an der uns bekannten Hütte mit den Kirschbäumen vorbeikam.

Plötzlich hörte er durch die einsame Stille ein leises Gespräch.

Er blieb stehen.

Zwischen den Bäumen schimmerte etwas weißes ...

„Was bedeutet das?“ dachte Lewko, schlich sich

näher heran und verbarg ſich hinter einem Baume. Beim Scheine des Mondes erblickte er das Antlitz eines ganz in ſeiner Nähe ſtehenden Mädchens: — Hanna.

Wer aber war dieſer große Mann, der mit dem Rücken zu ihm ſtand? Vergebens blickte er genau hin: der Schatten hüllte ihn vom Scheitel bis zur Sohle ein. Nur von vorne war der Mann ſchwach beleuchtet, allein der leiſeſte Schritt hätte Lewko der Gefahr ausgeſetzt, entdeckt zu werden.

Er lehnte ſich daher ruhig an den Baumſtamm und beſchloß, auf dem Platze zu bleiben.

Das Mädchen ſprach deutlich ſeinen Namen aus.

„Lewko Lewko iſt noch ein Milchbart!“ ſagte halblaut mit heiſerer Stimme der große Mann. „Wenn ich ihn jemals bei dir treffe, ſo werde ich ihm den Schopf zerzauſen.“

„Ich möchte gerne wiſſen, welcher Schelm da prahlt, mich beim Schopf zu zauſen,“ ſagte Lewko leiſe bei ſich und ſtreckte den Hals vor, um ja kein Wort zu verlieren.

Doch der Unbekannte ſetzte ſeine Rede ſo leiſe fort, daß man nichts mehr vernehmen konnte.

„Schämſt du dich nicht,“ rief Hanna, nachdem er

geendet hatte; „du lügst, du betrügst mich, du liebst mich nicht; ich werde es nie glauben, daß du mich liebst."

„Ich weiß," fuhr der Große fort, „Lewko hat dir viel Unsinn vorgeschwatzt und dir den Kopf verdreht," — hier schien es dem Kosaken, als ob die Stimme des Unbekannten ihm doch nicht ganz unbekannt sei und als ob er sie schon irgendwo gehört habe. — „Doch Lewko soll mich schon kennen lernen," fuhr der Unbekannte fort. „Er glaubt, ich bemerke seine Streiche nicht; er wird schon fühlen, der Hundesohn, wie meine Fäuste schmecken."

Bei diesen Worten konnte Lewko seinen Zorn nicht länger bezähmen, er trat drei Schritt vor und holte mit der Hand aus, um dem Unbekannten einen Schlag zu versetzen, der ihn trotz seiner Stärke zu Boden geworfen hätte . . .

Doch im selben Augenblick fiel ein Lichtstrahl auf sein Gesicht und Lewko blieb wie versteinert stehen, als er seinen Vater vor sich sah.

Nur ein unwillkürliches Kopfschütteln und ein leichter Pfiff durch die Zähne drückten allein sein Erstaunen aus.

Von der Seite her wurde ein Geräusch vernehmbar.

Hanna ſtürzte eilig in die Hütte und ſchlug die Tür hinter ſich zu.

„Leb' wohl, Hanna!“ ſchrie im ſelben Augenblick einer der Burſchen, der ſich herangeſchlichen und den Schulzen umarmt hatte, doch mit Schrecken prallte er zurück, als er einen rauhen Schnurrbart fühlte.

„Leb' wohl, meine Schöne!“ rief ein anderer; zu gleicher Zeit flog er aber auch ſchon infolge eines heftigen Stoßes.

„Leb' wohl, leb' wohl, Hanna!“ riefen mehrere Burſchen und fielen dem Schulzen um den Hals.

„Der Teufel hol euch, verfluchte Halunken,“ rief der Schulze, ſie mit Händen und Füßen abwehrend. „Was bin ich denn für eine Hanna? Schert euch zum Galgen, ihr Teufelsbraten. Ich werde euch ſchon die Hanna zeigen . . .“

„Der Schulze! Der Schulze! Es iſt der Schulze!“ ſchrien die Burſchen und liefen nach allen Seiten auseinander.

„Ei, ei, Väterchen,“ ſagte Lewko, nachdem er ſich von ſeinem Erſtaunen erholt hatte und blickte dem ſich unter Fluchen entfernenden Schulzen nach. „Alſo ſolche Streiche machſt du! Prächtig! Und ich wundere mich

und zerbreche mir den Kopf, warum er den Tauben spielt, wenn ich mit ihm über die Sache sprechen will. Warte nur, du alter Sünder, ich werde dir schon die Lust vertreiben, meinem Mädchen nachzustellen . . ."

„He, Burschen, hierher, hierher," schrie er und winkte die anderen mit der Hand herbei, bis sie sich um ihn gesammelt hatten. „Kommt näher. Ich ermahnte euch schlafen zu gehen, aber jetzt habe ich es mir anders überlegt und bin bereit, die ganze Nacht mit euch herumzubummeln."

„Das ist doch 'ne Sache," sagte ein breitschulteriger wohlbeleibter Bursche, der für den Taugenichts im Dorfe galt. „Ich fühle mich unbehaglich, wenn ich mich nicht ordentlich herumtreiben und recht viel tolle Streiche verüben kann. Es fehlt mir sonst immer etwas — gerade als hätte ich die Mütze oder die Pfeife verloren; mit einem Wort, ich bin dann kein richtiger Kosak."

„Ist's euch recht, den Schulzen heute ordentlich zu ärgern?"

„Den Schulzen?"

„Ja, den Schulzen. Was denkt er sich eigentlich? Er regiert bei uns, als ob er ein Hetmann wäre. Nicht genug, daß er mit uns umgeht, als wären wir seine

Diener — jetzt stellt er auch noch unseren Mädchen nach. Ich glaube, es gibt im Dorfe kein einziges hübsches Mädchen, hinter dem er noch nicht hergewesen wäre."

„Das ist wahr! Das ist wahr!" riefen die Burschen wie aus einem Munde.

„Was sind wir denn für Kerle? Sind wir nicht von gleicher Herkunft wie er? Wir sind, Gott sei Dank, freie Kosaken. Beweisen wir es ihm, daß wir das wirklich sind."

„Wir wollen's ihm schon zeigen," riefen die Burschen. „Aber wenn wir dem Schulzen einen Streich spielen, dürfen wir auch den Schreiber nicht vergessen."

„Wir werden auch den Schreiber nicht ungeschoren lassen."

„Mir geht gerade ein auf den Schulzen passendes Liedchen im Kopf herum. Kommt, ich lehre es euch," fuhr Lewko fort und griff in die Saiten seiner Bandura. „Aber hört: verkleidet euch, so gut ihr es könnt."

„Hurra," rief der eine feiste Kosak, die Füße zusammenschlagend und klatschte mit den Händen. „Prächtig, herrlich. Heda, Burschen, los, vorwärts ...."

Und die ganze Bande eilte lärmend durch die Straßen. Die frommen alten Weiber, die durch das Geschrei aus dem Schlafe erwacht waren, blickten durch ihre Fenster, bekreuzigten sich und dachten: nun, jetzt tollen wieder die Burschen umher.

IV.

Burſchenſtreiche

Nur noch in einer Hütte am Ende der Straße ſchimmerte Licht. Das war die Wohnung des Schulzen. Er hatte ſchon lange ſein Abendeſſen beendigt und wäre ohne Zweifel ſchon längſt eingeſchlafen, allein bei ihm befand ſich gerade ein Gaſt, nämlich der Branntweinbrenner, der vom Gutsbeſitzer, welcher kleine Parzellen zwiſchen den Grundſtücken der Koſaken beſaß, hergeſchickt worden war, um den Bau der Brennerei zu beaufſichtigen. Der Gaſt, ein kleiner, dicker Mann mit kleinen, ewig lachenden Augen, ſaß auf dem Ehrenplatz und rauchte ſein kurzes Pfeifchen, wobei er alle Augenblicke ausſpukte oder mit dem Finger den Tabak feſter ſtopfte. Die Rauchwolken umgaben ihn wie ein blauer Nebel und es ſah aus, als ob ein breiter Schornſtein irgendeiner Branntweinbrennerei, der des Sitzens auf dem Dache überdrüſſig geworden war, auf den Einfall gekommen ſei, ein bißchen herumzuſpazieren und ſich

nun ehrbar in der Hütte des Schulzen an deſſen Tiſch niedergelaſſen hatte.

Unter der Naſe des Gaſtes ſträubte ſich ein kurzgeſchnittener dichter Schnurrbart und hob ſich nur undeutlich durch den blauen Dunſt ab, ſo daß er beinahe einer Maus glich, die der Branntweinbrenner gefangen hatte und im Munde hielt.

Der Schulze ſaß, als Hausherr nur mit dem Hemd und Leinwandpluderhoſen bekleidet da. Sein ſcharfes Auge begann nach und nach wie die Abendſonne zu blinzeln und ſich halb zu ſchließen. Am Ende des Tiſches ſaß, ſein Pfeifchen rauchend, eines der Gemeindemitglieder, das aus Reſpekt vor dem Hausherrn ſeinen Überrock nicht ausgezogen hatte.

„Wie bald denken Sie," fragte der Schulze, ſich an den Branntweinbrenner wendend und ſeinen gähnenden Mund bekreuzigend, „die Brennerei fertiggebaut zu haben?"

„Mit Gottes Hilfe werden wir vielleicht ſchon in dieſem Herbſt Branntwein brennen. Ich wette, daß der Herr Schulze zu Mariä Geburt ſchon ſchwankend durchs Dorf gehen wird."

„Gebe Gott," ſagte der Schulze, auf deſſen Geſicht

ein leises Lächeln wach wurde. „Jetzt vermehren sich, Gott sei Dank, die Brennereien schon etwas. Aber in der alten Zeit, als ich die Zarin auf der Perejaslawschen Straße begleitete und der selige Besborodko ....“

„Ja, Gevatter, das waren Zeiten! Damals gab es von Krementschuk bis Romen nur zwei Brennereien. Und jetzt, hast du schon gehört, was die verdammten Deutschen erfunden haben? Man wird jetzt, sagen sie, nicht mehr mit Holz brennen wie alle ehrlichen Christen, sondern mit irgendeinem teuflischen Dampf ....“

Bei diesen Worten schaute der Branntweinbrenner nachdenklich auf den Tisch und auf seine ausgebreiteten Hände. „Wie das mit Dampf gehen soll, weiß ich bei Gott nicht.“

„Was doch diese Deutschen, Gott verzeih mir, für Verrückte sind,“ sagte der Schulze. „Ich würde diese Hundesöhne schon mit der Peitsche traktieren. Das ist doch unerhört, daß man mit Dampf etwas kochen kann.“

„Und du, Gevatter,“ begann jetzt die auf der Ofenbank mit eingezogenen Beinen sitzende Verwandte des Schulzen, „wirst die ganze Zeit bei uns ohne Frau zubringen?“

„Wozu brauch' ich sie denn? Ja, wenn es noch etwas Leibliches wäre ...."

„Ist sie denn nicht leiblich?" fragte der Schulze und richtete seinen forschenden Blick auf ihn.

„Ach wo. Sie ist alt wie der Satan und hat die Fratze voll Runzeln wie ein leerer Geldbeutel."

Und der kleine Branntweinbrenner schüttelte sich wieder vor Lachen.

In diesem Augenblick ließ sich an der Tür ein Scharren vernehmen; sie öffnete sich und ein Kosak trat, ohne die Mütze abzunehmen, über die Schwelle, blieb zerstreut mitten in der Stube stehen und betrachtete mit aufgerissenem Maul die Stubendecke. Es war der uns schon bekannte Kalenik.

„So, nun wären wir zu Hause," sagte er und nahm auf der Bank an der Türe Platz, ohne den Anwesenden irgendwelche Aufmerksamkeit zu schenken. „Wie der Satan, der böse Feind, den Weg in die Länge gezogen hat! Man geht, geht und es nimmt doch kein Ende. Es ist als ob einem die Beine gebrochen sind. Hol mir mal den Pelz zum Drauflegen her, Weib. Ich komme heute nicht zu dir auf den Ofen, bei Gott, ich komme nicht; meine Füße schmerzen so sehr. Bring

mir nur den Pelz, dort liegt er in der Ecke. Paß aber nur auf, daß du das Töpfchen mit Schnupftabak nicht umwirfst. Oder nein, rühr nichts an. Du bist am Ende heute betrunken ... Laß nur, ich werd's mir schon selbst holen."

Kalenik wollte sich erheben, aber eine unüberwindliche Gewalt fesselte ihn an die Bank.

„Das kann mir gefallen," sagte der Schulze, „kommt der Kerl in eine fremde Stube und benimmt sich, als wäre er zu Hause. Führt ihn in Gottes Namen hinaus."

„Laß ihn nur ausruhen, Gevatter," sagte der Branntweinbrenner und hielt den Schulzen am Arm zurück. „Der Mann ist nützlich; wenn wir noch mehr von dieser Art hätten, so würde unsere Brennerei sofort glänzend gehen ...."

Es war übrigens nicht die Gutmütigkeit, die ihm diese Worte eingegeben hatte. Der Branntweinbrenner war sehr abergläubisch und glaubte dadurch ein Unglück herbeizurufen, wenn er einen Menschen, der sich schon auf die Bank niedergelassen hat, sogleich wieder fortschickte.

„Ja, ja, man wird alt," brummte Kalenik und

ſtreckte ſich auf der Bank aus. „Ja, wäre ich noch betrunken, dann wär's was anderes. Aber ich bin nicht betrunken, nein, bei Gott, nein. Wozu ſoll ich lügen? Ich bin bereit, das ſelbſt dem Schulzen zu ſagen. Was iſt mir der Schulze? Mög er verrecken, der Hundeſohn! Ich ſpucke auf ihn! Mög er, der einäugige Teufel, vom Satan überfahren werden!"

„He, das Schwein iſt in meine Hütte gekrochen und will jetzt noch ſein dreckiges Maul aufmachen?" ſagte der Schulze und ſtand zornig von ſeinem Platze auf; aber im ſelben Augenblick flog ihm ein gewichtiger Stein, das Fenſter zerſplitternd, vor die Füße.

Der Schulze blieb ſtehen. „Wenn ich wüßte," ſagte er und hob den Stein auf, „welcher Galgenſtrick das geworfen hat, ſo würde ich ihm ſchon eine Lehre geben. Solch ein Streich!" fuhr er fort, den Stein mit zornigen Blicken betrachtend. „Möge er daran erſticken ...."

„Halt, halt! Gott behüte dich, Gevatter," fiel ihm der Branntweinbrenner erbleichend in die Rede. „Gott behüte dich in dieſer wie in jener Welt und bewahre dich, daß du jemand mit einem ſolchen Fluche belegſt."

„Willſt du ihn verteidigen? Möge ihn der Teufel holen!"

„Hör auf, Gevatter! Du weißt gewiß nicht, wie es meiner seligen Schwiegermutter ergangen ist."

„Deiner Schwiegermutter?"

„Ja, meiner Schwiegermutter. Eines Abends setzten wir uns früher als sonst zum Abendessen: die selige Schwiegermutter, der selige Schwiegervater, der Knecht, die Magd und die fünf Kinder. Die Schwiegermutter schüttete einige Klöße aus dem Kessel in eine Schüssel, damit sie etwas abkühlten. Nach der Arbeit waren alle so ausgehungert, daß niemand warten wollte, bis die Klöße genügend abgekühlt waren; sie nahmen also gleich ihre hölzernen Gabeln und begannen zu essen. Plötzlich trat, weiß der Himmel woher, ein Mann herein und bat, ihn am Mahl teilnehmen zu lassen. Wie sollte man einen Hungrigen nicht sättigen? Man gab auch ihm eine Holzgabel. Der ungebetene Gast räumte aber mit den Klößen auf, wie eine Kuh Heu frißt. Die Hausleute hatten noch nicht einen Kloß verzehrt und wollten eben wieder die Gabel in die Schüssel stecken, da war diese schon so rein gekehrt, wie der Fußboden eines Herrenhauses. Die Schwiegermutter schüttete frisch auf und dachte, daß sich nun der Gast gesättigt habe und nicht mehr zugreifen würde. Allein im Gegen-

teil, er begann noch haſtiger zu ſchlingen und leerte auch die zweite Schüſſel. „Daß du an dieſen Klößen erſticken mögeſt,“ dachte die hungrige Schwiegermutter — da ſeufzte der Gaſt plötzlich tief auf und fiel zu Boden. Man ſtürzte auf ihn zu; allein er war ſchon tot. Erſtickt.“

„Geſchah ihm ganz recht, dem verdammten Vielfraß,“ ſagte der Schulze.

„Es kam aber anders: ſeit jener Zeit hatte meine Schwiegermutter keine Ruhe. Kaum begann es zu dunkeln, ſo ſchleppte ſich der Tote herbei, ſetzte ſich rittlings auf den Schornſtein, der Verfluchte, und hielt einen Kloß zwiſchen den Zähnen. Am Tage iſt alles ruhig und man hört und ſieht nichts von ihm; aber kaum beginnt es zu dämmern und man wirft einen Blick aufs Dach, ſo hat er ſich's ſchon, der Hundeſohn, auf dem Schornſtein bequem gemacht.“

„Und mit einem Kloß zwiſchen den Zähnen?“

„Ja, mit einem Kloß zwiſchen den Zähnen.“

„Seltſam, Gevatter, ſeltſam! Ich habe etwas Ähnliches mal noch von meiner ſeligen . . . .“

Hier hielt der Schulze plötzlich inne. Vor dem Fenſter ließ ſich das Lärmen und Stampfen von Tanzen-

den vernehmen. Anfangs erklangen nur ganz leiſe die Saiten der Bandura, dann ertönten ſie immer ſtärker, dann ſetzten mehrere Stimmen ein und ſchließlich erbrauſte es im Chor: ein Spottlied auf den Schulzen.

„Ein prächtiges Lied, Gevatter," ſagte der Branntweinbrenner, den Kopf etwas zur Seite neigend und ſich dem Schulzen zuwendend, der beim Anhören dieſer Frechheiten faſt verſteinert war. „Ein prächtiges Lied, nur ſchade, daß man des Schulzen mit ſolch unanſtändigen Worten gedenkt."

Und er legte wieder mit einer gewiſſen Behaglichkeit die Arme auf den Tiſch und bereitete ſich vor, weiter zu horchen, denn draußen hörte man lautes Lachen und die Rufe: weiter, weiter.

Allein ein ſcharfer Beobachter hätte gleich bemerkt, daß nicht allein das Erſtaunen den Schulzen ſo lange auf ſeinem Platze ausharren ließ. So macht es wohl ein alter durchtriebener Kater, der eine arme unerfahrene Maus ruhig auf ſeinem Schwanz herumlaufen läßt, während er inzwiſchen genau überlegt, wie er ihr den Rückweg ins Mauſeloch abſchneiden könnte. Das einzige Auge des Schulzen war noch auf das Fenſter gerichtet; allein die Hand hielt ſchon, nachdem ſie dem

Gemeindemitgliede ein Zeichen gegeben hatte, den Handgriff der Türe, und plötzlich erscholl auf der Straße ein lautes Geschrei ....

Der Branntweinbrenner, der außer seinen anderen Eigenschaften auch stark von Neugierde geplagt wurde, stopfte sich rasch noch seine Pfeife und lief schnell auf die Straße; allein die Taugenichtse waren schon auseinander gelaufen.

„Nein, du entschlüpfst mir nicht," rief der Schulze, und zog einen mit einem umgedrehten Schafspelze bekleideten Menschen am Arme hinter sich her. Der Branntweinbrenner benutzte einen günstigen Moment und lief herbei, um dem Missetäter ins Gesicht zu schauen, prallte aber entsetzt zurück, als er einen langen Bart und eine furchtbar bemalte Fratze erblickte.

„Nein, du entschlüpfst mir nicht," schrie der Schulze, und schleppte seinen Gefangenen, der sich nicht im geringsten sträubte, sondern ihm ruhig folgte, zu einer Scheune.

„Karpo, öffne die Kammer," rief der Schulze dem Gemeindediener zu. „Wir wollen ihn in die finstere Kammer bringen. Und dann weck den Schreiber, ruf die Gemeindemitglieder zusammen und such diese

Halunken zu fangen, damit wir ihnen heute noch einen Denkzettel geben können."

Der Gemeindediener schloß klirrend das Hängeschloß auf und öffnete die im Vorraume der Scheune liegende Kammer. In diesem Augenblick versuchte der Gefangene, von der Dunkelheit begünstigt, sich von den ihn haltenden Händen loszureißen.

„Wohin?" rief der Schulze und faßte ihn noch fester beim Kragen.

„Laß los, ich bin's," rief ein dünnes Stimmchen.

„Das hilft nichts, Brüderchen! Das hilft nichts! Meinetwegen quiek wie der Teufel, anführen wirst du mich doch nicht." Und dabei stieß er ihn so heftig in die dunkle Kammer, daß der Gefangene zu Boden fiel und laut aufschrie.

Der Schulze begab sich nun in Begleitung des Gemeindedieners zum Schreiber, und ihm auf dem Fuße folgte der in Dampfwolken gehüllte Branntweinbrenner. Sie gingen alle drei nachdenklich mit gesenkten Köpfen ihren Weg, als sie plötzlich an der Ecke eines finsteren Seitengäßchens laut aufschrien und infolge eines furchtbaren Schlages gegen die Stirn zurückprallten, während im selben Augenblick von der anderen Seite ein gleicher

Aufschrei ertönte. Der Schulze kniff sein einziges Auge zusammen und erblickte zu seinem nicht geringen Erstaunen den Gemeindeschreiber mit zwei Gemeindemitgliedern.

„Ich komme gerade zu dir, Herr Schreiber."

„Und ich wollte zu deiner Gnaden, Herr Schulze."

„Es passieren seltsame Dinge, Herr Schreiber."

„Ja, seltsame Dinge, Herr Schulze."

„Was denn?"

„Die Burschen sind aus Rand und Band; sie laufen bandenweise durch die Straßen und treiben furchtbaren Unfug. Über deine Gnaden singen sie Lieder, die man kaum wiedergeben kann. Ein betrunkener Moskowiter würde sich fürchten, sie über seine ehrlose Zunge zu bringen."

Diese Worte begleitete der hagere Schreiber, der in seinen buntgestreiften Pluderhosen und der verblichenen lilafarbigen Weste wie eine groteske Karikatur aussah, mit einem unaufhörlichen Vorstrecken des Halses.

„Ich war kaum etwas eingeschlummert," fuhr er fort, „da weckten mich die verdammten Vagabunden mit ihren schamlosen Liedern und ihrem Skandal. Ich wollte sie gehörig vornehmen, aber bis ich mich an-

gezogen hatte, waren sie alle wieder auseinander gelaufen. Allein der Haupträdelsführer ist uns nicht entgangen. Er befindet sich einstweilen in dem Gemeindegefängnis. Ich brannte vor Neugierde, zu erfahren, wer der Kerl sei, aber seine Fratze ist so mit Ruß verschmiert, daß er mehr einem Teufel als einem Menschen ähnlich sieht."

„Und wie ist er gekleidet, Herr Schreiber?"

„Der Hundesohn trägt einen schwarzen umgewendeten Pelz, Herr Schulze."

„Lügst du auch nicht, Herr Schreiber? Und was meinst du, wenn dieser Strolch nun vielleicht bei mir in der Kammer eingesperrt sitzt?"

„Nein, Herr Schulze. Eher hast du, sei mir nicht bös' darob, die Unwahrheit gesagt."

„Macht Licht! Wir wollen mal gleich sehen."

Es wurde Licht gebracht, die Tür geöffnet — und der Schulze schrie fast auf vor Erstaunen, als er seine Schwägerin vor sich sah.

„Sag' mir doch, bitte," trat sie auf ihn zu, „ob du schon ganz den Verstand verloren hast? Hast du in deinem einäugigen Schädel keinen Tropfen Hirn mehr gehabt, als du mich in die dunkle Kammer stießest? Es ist noch ein Glück, daß ich nicht mit dem Kopf

an irgendeinen eisernen Haken gefallen bin. Hab' ich dir denn nicht zugeschrien, daß ich es bin? Allein du verdammter Bär hieltest mich mit deinen eisernen Tatzen gepackt und stießest mich hinein! Daß dich die Teufel nach deinem Tode ebenso stoßen mögen!"

Mit diesen Worten lief sie hinaus.

„Ja, jetzt sehe ich, daß du das bist," sagte der Schulze, wie aus einer Betäubung erwachend.

„Nun, was sagst du dazu, Herr Schreiber? Ist das nicht ein Schelm, dieser Galgenstrick?"

„Ja, ein gefährlicher Schelm, Herr Schulze."

„Ist es nicht höchste Zeit, diese ganze Bande mal gehörig vorzunehmen, daß sie sich endlich mal wieder mit anständiger Arbeit befassen?"

„Gewiß, Herr Schulze, es ist schon lange Zeit."

„Diese Halunken haben ..... zum Teufel? Mir war es eben, als höre ich die Stimme meiner Schwägerin auf der Straße ..... Die Halunken bilden sich ein, daß ich ihresgleichen bin. Sie denken, daß ich ein einfacher Kosak bin!"

Ein kurzes Räuspern und Hüsteln, das diesen Worten folgte, ließ erraten, daß sich der Schulze bereit machte, etwas Wichtiges vorzubringen.

„Im Jahre 1000 . . . . . dieſe verfluchten Jahreszahlen kann ich mir, weiß Gott, nicht mehr merken . . . Alſo, gleichviel in welchem Jahre, es war dem damaligen Kommiſſar Ledatſchew befohlen worden, unter den Koſaken einen auszuwählen, der vernünftiger als die anderen wäre. O," ſetzte er mit erhobenem Zeigefinger hinzu, „vernünftiger als die anderen. Und der ſollte die Zarin begleiten. Ich wurde damals . . . ."

„Wozu noch darüber reden! Das weiß doch jeder, Herr Schulze, wie du dir damals die kaiſerliche Gnade verdient haſt. Nun geſtehe ſelbſt, daß ich recht hatte, du haſt dich etwas verſündigt, als du behaupteteſt, den Halunken im umgewendeten Schafspelz erwiſcht zu haben."

„Was dieſen Kerl anbetrifft, ſo laſſe ich ihn zum abſchreckenden Beiſpiel in Ketten legen und exemplariſch beſtrafen. Die ſollen ſchon erfahren, was die Obrigkeit bedeutet; wer anders hat denn den Schulzen eingeſetzt, als der Zar. Und dann werden wir uns auch die anderen Burſchen kaufen; ich habe nicht vergeſſen, wie die verfluchten Strolche mir eine Herde Schweine in meinen Garten getrieben, die mir meinen ganzen Kohl und alle Gurken abgefreſſen haben; ich habe auch nicht

vergeſſen, daß die Teufelskinder ſich geweigert haben, mein Korn zu dreſchen; ich habe nicht vergeſſen ... der Teufel ſoll ſie holen; vor allen Dingen muß ich zunächſt erfahren, wer dieſer Schelm im umgedrehten Pelz eigentlich iſt."

„Das ſcheint ein flinker Vogel zu ſein," ſagte der Branntweinbrenner, deſſen Backen im Verlaufe des ganzen Geſpräches ununterbrochen wie ein Belagerungsgeſchütz mit Rauch geladen waren und unabläſſig gewaltige Dampfwolken von ſich gaben.

„Der Menſch wäre vielleicht gar nicht ſchlecht für die Brennerei zu gebrauchen; noch beſſer wäre es aber jedenfalls, wenn man ihn an dem nächſten feſten Baumaſt aufhängen würde."

Unterdeſſen hatte ſich die ganze Geſellſchaft einer kleinen verfallenen Hütte genähert. Die Neugierde der Wanderer hatte ſich geſteigert und alle drängten ſich vor der Tür zuſammen. Der Schreiber zog einen Schlüſſel hervor und machte Anſtalten, die Tür zu öffnen; allein er hatte den falſchen Schlüſſel erwiſcht. Die Ungeduld nahm immer mehr zu; er begann mit der Hand ſeine ſämtlichen Taſchen zu durchſuchen, ſchimpfte und fluchte nach Noten, bis er endlich triumphierend ausrief:

„Da ist er," und aus der Tiefe einer seiner geräumigen Taschen einen riesigen Schlüssel hervorholte.

Die Herzen der anderen Anwesenden klopften so laut, daß man fast gar nicht das Klirren des Schlosses vernehmen konnte.

Die Tür öffnete sich und .....

Der Schulze wurde kreidebleich; der Branntweinbrenner fühlte es kalt über seinen Rücken laufen und seine Haare sträubten sich gen Himmel; das Gesicht des Schreibers drückte Angst und Entsetzen aus, die Gemeindemitglieder waren wie zu Salzsäulen erstarrt und nicht mehr imstande, ihre gemeinsam aufgesperrten Mäuler wieder zu schließen .....

Vor ihnen stand die Schwägerin.

Obgleich sie ebenso bestürzt war wie die anderen, kam sie doch wieder eher zur Besinnung, und machte eine Bewegung, um den Männern näherzutreten.

„Halt," schrie der Schulze mit wilder Stimme, und schlug ihr die Tür wieder vor der Nase zu.

„Meine Herren, das ist der Satan," fuhr er fort, „Feuer, schnell Feuer! Schonen wir nicht die alte Hütte! Steckt sie an, zündet sie an, daß nicht einmal die Teufelsknochen zurückbleiben!"

Die Schwägerin ſchrie vor Entſetzen auf, als ſie hinter der Tür dieſen grauſamen Beſchluß vernahm.

„So wartet doch, Brüder," rief der Branntweinbrenner, „ihr ſeid ſchon mit Gottes Hilfe grau geworden und trotzdem doch nicht vernünftiger; mit gewöhnlichem Feuer kann man keine Hexe verbrennen! Nur Feuer aus einer Pfeife kann das Teufelszeug vernichten. Wartet nur, ich werde das gleich machen!"

Mit dieſen Worten ſchüttete er glühende Aſche aus ſeiner Pfeife auf ein Bündel Stroh, und begann das Feuer anzufachen.

Die Verzweiflung verlieh der armen Schwägerin Rieſenkräfte; ſie begann laut zu ſchreien und die anderen zu beſchwören.

„Haltet ein, Brüder; warum wollt ihr unnütz eine Sünde auf euch laden. Vielleicht iſt es wirklich keine Hexe," ſagte der Schreiber, „Wenn die Perſon, die da drinnen iſt, ſich bereit erklärt, das Zeichen des Kreuzes zu machen, ſo iſt mit Sicherheit anzunehmen, daß das kein Teufelskind iſt."

Der Vorſchlag wurde gutgeheißen.

„Paß auf, Satan," fuhr der Schreiber fort, indem

er seinen Mund an die Türspalte preßte, „wenn du dich nicht vom Platze rührst, werden wir die Tür öffnen."

Die Tür wurde geöffnet.

„Bekreuzige dich," rief der Schulze, und blickte sich dabei um, als suche er sich schon im voraus einen gefahrlosen Ort zur Flucht.

Die Schwägerin bekreuzigte sich.

„Zum Teufel! Es ist tatsächlich meine Schwägerin."

„Welcher böse Geist hat dich, Gevatterin, denn in dieses Loch geschleppt?"

Die Schwägerin erzählte nun mit vor Aufregung zitternder Stimme, wie die Burschen sie auf der Straße gefaßt und trotz ihres Widerstandes durch das breite Fenster in die Hütte hinabgelassen und die Läden hinter ihr geschlossen hatten. Der Schreiber schaute hin und sah, daß tatsächlich die Riegel an dem breiten Laden abgerissen und dann wieder von außen oberflächlich mit einem Nagel befestigt waren.

„Warte nur, du einäugiger Satan," schrie die Schwägerin und trat immer näher auf den Schulzen zu, der ängstlich vor ihr zurückwich. „Ich weiß, was du wolltest; du warst froh, die Gelegenheit zu haben, um mich aus der Welt zu schaffen, damit du ungestört

den Mädchen nachlaufen kannſt und damit niemand ſieht, wie ſich ſo ein Graubart wie du zum Narren macht. Glaubſt du vielleicht, ich wüßte nicht, wovon du heute abend mit Hanna geſprochen haſt? O, ich weiß alles. Du biſt viel zu dumm, um mir was vorzumachen. Ich habe lange genug Geduld gehabt, aber bald iſt's damit zu Ende ...."

Und dabei drohte ſie mit der Fauſt und lief dann, den Schulzen in der größten Beſtürzung zurücklaſſend, wieder fort.

„Nein, hier hat ſich tatſächlich der Satan hineingemiſcht," dachte der Schulze und kratzte ſich den Kopf.

„Wir haben ihn," riefen jetzt die ſoeben eintretenden Gemeindemitglieder.

„Wen habt ihr denn?" fragte der Schulze.

„Den Teufel im umgewendeten Pelz."

„Her mit ihm," ſchrie der Schulze, und faßte den herbeigebrachten Gefangenen am Arm.

„Ihr ſeid wohl verrückt? Das iſt ja der betrunkene Kalenik."

„Pfui Teufel! Er war in unſeren Händen, Herr Schulze," erwiderten die Gemeindemitglieder. „In einem Seitengäßchen umringten uns die verdammten Burſchen,

tanzten um uns her, ſtreckten die Zungen raus und wollten ihn uns aus den Händen entreißen ... Hol ſie der Teufel! Wie wir aber dieſen Raben ſtatt ſeiner gefaßt haben, das weiß Gott allein."

„Kraft meiner Gewalt und im Auftrage der Gemeinde wird der Befehl erlaſſen," ſagte der Schulze, „ſofort dieſen Räuber wie auch alle auf den Straßen ſich umhertreibenden Burſchen einzufangen und zur Verhandlung mir vorzuführen! ..."

„Erbarme dich, Herr Schulze," riefen einige der Anweſenden und verneigten ſich tief vor ihm, „wenn du nur die Fratzen geſehen hätteſt; Gott ſtrafe uns, wenn wir jemals ſchon ſo ſcheußliche Geſichter erblickt haben. Es iſt kein Wunder, wenn man ſich da erſchrecken kann."

„Ich werde euch ſchon zeigen! Ihr wollt alſo nicht gehorchen? Dann ſteckt ihr gewiß unter einer Decke! Ihr ſeid Aufrührer! Wißt ihr, was das bedeutet? Was? Ihr begünſtigt Raubüberfälle! .... Ja, ihr ... ihr ... ich werde das dem Kommiſſar melden! Sofort werde ich das tun, hört ihr? Sofort! Lauft, ſonſt werde ich euch ..."

Alle liefen auseinander.

V.

Die Ertrunkene.

Ohne ſich im geringſten zu beunruhigen und ohne ſich um die ausgeſandten Verfolger zu kümmern, ging der Urheber des ganzen Wirrwarrs langſam dem alten Hauſe am Teiche zu. Ich glaube, es iſt überflüſſig, zu ſagen, daß es Lewko war. Sein ſchwarzer Pelz war aufgeknöpft, die Mütze hielt er in der Hand und der Schweiß floß ihm in Strömen von der Stirn.

Vom unbeweglichen Teich wehte es kühl auf den müden Wanderer und bewog ihn, ſich am Ufer auszuruhen. Still war's ringsum; nur aus dem Waldesdickicht hörte man das Schlagen der Nachtigall.

Eine unüberwindliche Müdigkeit hatte bald Lewkos Augen geſchloſſen; die müden Glieder erſchlafften; der Kopf neigte ſich . . .

„Nein, ich ſchlafe am Ende noch hier ein," ſagte er, ſich erhebend und rieb ſich die Augen. Er ſchaute ſich um. Die Nacht erſchien ihm noch herrlicher als

ſonſt. Ein ſeltſamer berauſchender Schimmer erhellte zuſammen mit dem matten Schein des Mondes die ſchlafende Erde. Ein ſilbriger Nebel lag über den Gärten. Der Duft der blühenden Äpfelbäume und der Nachtviolen zog betäubend durch die Luft.

Mit Erſtaunen blickte Lewko auf die unbewegliche Oberfläche des Teiches; das alte halbverfallene Herrenhaus ſpiegelte ſich klar und deutlich im Waſſer wieder. Allein ſtatt der düſteren verwitterten Holzläden ſtrahlten blinkende Glasfenſter und vergoldete Türen. Und plötzlich ſchien es Lewko, als öffne ſich ein Fenſter. Mit angehaltenem Atem blickte er weiter hin und ſah, wie ſich aus dem Fenſter in der Tiefe des Teiches ein weißer Arm zeigte; dann kam ein anmutiges Köpfchen mit glänzenden Augen, die durch die dunkeln Haarfluten leuchteten, zum Vorſchein ... Sie ſchüttelte leiſe den Kopf, winkte ihm zu und lächelte ... Sein Herz begann plötzlich laut zu klopfen .....

Das Waſſer begann zu wogen und das Fenſter ſchloß ſich wieder.

Er entfernte ſich langſam vom Teich und blickte nach dem Hauſe; die düſteren Läden waren geöffnet und die Fenſterſcheiben blinkten im Mondſchein.

„Wie wenig kann man ſich doch auf das Gerede der Menſchen verlaſſen," dachte er bei ſich, „das Haus iſt doch noch recht neu, die Farben ſind lebhaft, als wären ſie erſt heute aufgetragen. Hier muß doch jemand wohnen." Und er trat ſchweigend näher; allein im Hauſe war alles ſtill.

Lewko ſtimmte ſeine Bandura und ſang ein Lied.

Das Fenſter öffnete ſich leiſe und dasſelbe Köpfchen, deſſen Spiegelbild er im Teiche geſehen hatte, blickte heraus und hörte aufmerkſam dem Liede zu. Die langen Wimpern beſchatteten die großen dunkeln Augen und das Geſichtchen war bleich wie das Licht des Mondes; und doch ſo ſchön, ſo ſeltſam ſchön!

Sie lächelte . . . . .

Lewko ſchauderte . . .

„Singe mir, lieber Koſak, irgendein Lied," ſagte ſie leiſe, ihr Köpfchen ſeitwärts neigend und ſenkte wieder die dichten Wimpern.

„Welches Lied ſoll ich dir ſingen, liebes Mädchen?"

Die Tränen rollten leiſe über ihr bleiches Antlitz.

„Lieber," ſagte ſie, und etwas unſäglich Rührendes lag in ihrer Stimme. „Lieber Koſak, ſuch' mir meine Stiefmutter. Ich will dir alles geben, was du verlangſt.

Ich will dich belohnen, reich, verſchwenderiſch belohnen. Ich ſchenke dir meinen Perlengürtel und all mein Gold. Lieber, ſuche mir meine Stiefmutter! Sie iſt eine furchtbare Hexe; ich hatte auf der Welt keine Ruhe vor ihr. Sie quälte mich und ließ mich arbeiten, wie eine gemeine Magd. Sieh mein Geſicht an: ſie hat mit ihren unreinen Zauberkünſten die Röte von meinen Wangen gebannt. Betrachte meinen weißen Hals: ich kann ſie nicht tilgen, die braunen Flecken ihrer eiſernen Krallen. Sieh meine weißen Füße: ſie ſind viel gegangen, aber nicht auf Teppichen — nein, auf glühendem Sand, auf feuchter Erde und auf ſtechenden Dornen! Und meine Augen — ſieh meine Augen: ſie ſind faſt blind vor Tränen ... Suche mir, Koſak, meine Stiefmutter, ſuche ſie ...“

Sie hielt inne. Strömende Tränen rannen ihr über die bleichen Wangen. Ein Gefühl von Mitleid und Traurigkeit preßte dem Koſaken die Bruſt zuſammen.

„Ich will alles für dich tun,“ ſagte er mit Herzklopfen, „aber wie und wo kann ich ſie finden?“

„Schau, ſchau!“ rief ſie raſch. „Sie iſt hier! Sie ſpielt am Ufer im Reigen mitten zwiſchen meinen Mädchen und wärmt ſich im Mondſchein. Doch ſie iſt liſtig

und ſchlau. Sie hat die Geſtalt einer Ertrunkenen angenommen — allein ich weiß, ich fühle, daß ſie hier iſt. Mir iſt ſo ängſtlich, ſo bange vor ihr. Solange ſie da iſt, kann ich nicht mehr ſo leicht und frei wie ein Fiſch ſchwimmen; ich ſinke unter und gehe zugrunde wie ein Stück Eiſen. Suche ſie mir, Koſak!"

Lewko warf einen Blick nach dem Ufer, in einem dünnen ſilberglänzenden Nebel bewegten ſich dort leicht wie Schatten Mädchen in weißen Hemden; Goldſchnüre und funkelndes Geſchmeide glänzten auf ihren Nacken. Allein ſie waren alle bleich, und ihre Leiber erſchienen durchſichtig, wie aus Wolken geformt. Der Reigen kam immer näher. Man vernahm Stimmen.

„Spielen wir Raben, ſpielen wir Raben," riefen die Mädchen, und ihre Stimmen klangen leiſe und weich wie das Schilfrohr, durch das in ſtillen Abendſtunden der Wind ſtreicht.

„Wer ſoll der Rabe ſein?"

Es wurde gelost — und ein Mädchen trat aus dem Reigen.

Lewko betrachtete ſie aufmerkſam. Das Geſicht, die Kleidung — alles war an ihr genau wie bei den andern. Nur merkte man, daß ſie die ihr durch das

Los auferlegte Rolle ungern ſpielte. Der Reigen lief hin und her und ſuchte ſich aus den Fängen des Raben zu retten.

„Nein, ich will nicht mehr Rabe ſein,“ ſagte endlich das erſchöpfte Mädchen. „Es tut mir weh, der armen Mutter ihr Küchlein zu rauben.“

„Du biſt keine Hexe,“ dachte Lewko.

„Wer wird denn Rabe ſein?“

Die Mädchen traten wieder zuſammen, um zu loſen.

„Ich werde Rabe ſein,“ rief plötzlich eine aus der Mitte.

Lewko blickte ihr unverwandt ins Geſicht. Raſch und gewandt verfolgte ſie die andern Mädchen und warf ſie ſich hin und her, um ihr Opfer zu erhaſchen.

Jetzt begann Lewko zu bemerken, daß ihr Körper nicht ſo durchſichtig leuchtete wie bei den andern; im Innern ſah man etwas Dunkles.

Plötzlich erſcholl ein Schrei; der Rabe hatte ſich auf ein Mädchen aus dem Reigen geſtürzt und umfaßte ſie — und plötzlich ſchien es Lewko, als zeigten ſich an ihren Fingern ſcharfe Krallen, während auf ihrem Geſicht eine boshafte Freude aufblitzte.

„Hexe!“ rief er laut, mit dem Finger auf ſie zeigend, und wandte ſich dem Hauſe zu.

Das blaſſe Mädchen im Fenſter lachte auf, während die Mädchen ſich mit wilden Schreien auf die Hexe ſtürzten.

„Wie ſoll ich dich belohnen, Koſak? Ich weiß, du brauchſt kein Gold; du liebſt Hanna — aber der ſtrenge Vater erlaubt dir nicht, ſie zu heiraten. Er wird dich nicht mehr hindern. — Da, nimm dieſen Brief und gib ihm dieſen Zettel . . .“

Sie ſtreckte ihr weißes Händchen vor — ihr Antlitz ſtrahlte und leuchtete ſo ſeltſam . . .

Lewko ergriff mit unbeſchreiblichem Beben den Zettel und . . . . erwachte.

VI.

Das Erwachen.

„Sollte ich denn wirklich geſchlafen haben?“ fragte ſich Lewko und ſtand auf. „Mir kommt es vor, als ob ich das alles wirklich erlebt habe ... Wunderbar, wunderbar,“ wiederholte er, um ſich blickend. Es war Mitternacht, der Mond ſtand auf dem Zenit; überall herrſchte Stille; kühl wehte es vom Teiche; einſam und traurig ſtand das verwitterte Haus mit verſchloſſenen Läden ...

Lewko öffnete plötzlich ſeine Hand, die während des Schlafes krampfhaft geſchloſſen geweſen war, und ſchrie faſt vor Erſtaunen auf, als er einen Zettel in der Hand fühlte.

„Ach, wenn ich doch leſen könnte!“ dachte er und drehte den Zettel hin und her.

Im ſelben Augenblick hörte er plötzlich ein Geräuſch hinter ſich.

„Seid nicht feige, greift nur feſt zu! Was fürchtet

ihr euch? Unſerer ſind zehn; ich wette meinen Kopf, daß das ein Menſch iſt und kein Teufel," rief der Schulze ſeinen Begleitern zu, und Lewko fühlte ſich plötzlich von mehreren Armen umfaßt.

„Freundchen, wirf nur deine ſchreckliche Larve ab! Du haſt jetzt genug die Leute zum Narren gehalten," fuhr der Schulze fort und packte ihn am Kragen feſt an. Aber entſetzt prallte er zurück, als er ihm ins Geſicht geſchaut hatte.

„Lewko, mein Sohn!" ſchrie er auf und ließ vor Erſtaunen die Arme ſinken. „Alſo du biſt's, du Hundeſohn! Warte nur, du Aas! Ich dachte, irgendein Schelm von Teufelskerl macht dieſe Streiche, und nun kommt es heraus, daß du deinem eigenen Vater dieſen Brei bereiteſt, daß du das Haupt der Räuberbande und der Verfaſſer der Spottlieder biſt! . . . Ei, ei, Lewko! Was ſoll das ſein? Dir ſcheint ja der Rücken zu jucken! Bindet ihn!"

„Halt, Vater! Mir iſt befohlen worden, dir dieſen Brief zu übergeben," ſagte Lewko.

„Dazu haben wir jetzt keine Zeit, mein Täubchen! Bindet ihn!"

„Warte, Herr Schulze!" ſagte der Schreiber und

entfaltete das Geschriebene: „Das ist die Handschrift des Kommissars."

„Des Kommissars?"

„Des Kommissars?" wiederholten mechanisch die Gemeindemitglieder.

„Des Kommissars? Wunderbar! Noch unbegreiflicher!" dachte Lewko bei sich.

„Lies, lies," sagte der Schulze, „was schreibt denn der Kommissar?"

„Hören wir, was der Kommissar schreibt!" rief der Branntweinbrenner und zündete sich seine ausgegangene Pfeife wieder an.

Der Schreiber räusperte sich und begann zu lesen:

„Befehl an den Dorfältesten, den Schulzen Jewtuch Makogonenko. Es ist uns zu Ohren gekommen, daß Du, alter Schafskopf, statt die Abgaben einzukassieren und die Ordnung im Dorfe aufrechtzuerhalten, ganz dämlich geworden bist und allerlei Dummheiten machst . . ."

„Nun, bei Gott," unterbrach ihn der Schulze, „ich kann nichts hören."

Der Schreiber begann von neuem:

„Befehl an den Dorfälteſten, den Schulzen Jewtuch Makogonenko. Es iſt mir zu Ohren gekommen, daß du, alter Schafs . . .“

„Halt, halt! Nicht nötig!“ rief der Schulze aus. „Wenn ich es auch nicht gehört habe, ſo weiß ich doch, daß dies nicht die Hauptſache iſt. Lies weiter!“

„Infolgedeſſen befehle ich Dir, ſofort Deinen Sohn Lewko Makogonenko mit der Koſakentochter aus Eurem Dorfe, Hanna Petritſchenka, zu verheiraten, desgleichen die Brücken auf der Poſtſtraße ausbeſſern und keine grundherrlichen Pferde ohne mein Wiſſen den Herren vom Gericht zu geben, und wenn ſie auch geradenwegs vom Finanzminiſterium kämen. Wenn ich bei meiner Ankunft dieſe Befehle nicht vollzogen finden werde, ſo werde ich Dich allein zur Verantwortung ziehen.

Der Kommiſſar,
Leutnant a. D. Kusma Derkatſch-Driſchpanowski.“

„Da haben wir's,“ ſagte der Schulze, das Maul aufſperrend. „Hört ihr's nun? Hört ihr's? Für alles muß der Schulze verantworten, und darum muß ihm auch gehorcht werden, ohne Widerſpruch gehorcht werden!

Sonſt müßt ihr euch ſchon die Folgen ſelbſt zuſchreiben. Und Dich," fuhr er fort, ſich an Lewko wendend, „verheirate ich infolge des Befehls des Kommiſſars — obgleich es mir ſeltſam erſcheint, wie er davon erfahren hat; nur ſollſt du zuvor noch meine Peitſche zu ſchmecken kriegen! Du weißt ſchon, die an der Wand bei mir hängt! Ich werde ſie morgen zurechtmachen. . . . Wo haſt du das Schreiben her?"

Lewko war trotz des Erſtaunens, in das ihn dieſe unerwartete Wendung ſeines Schickſals verſetzt hatte, ſchlau genug geweſen, ſich unterdeſſen ſchon eine andere Antwort zurechtzulegen und die tatſächliche Wahrheit zu verheimlichen.

„Ich verließ geſtern Abend die Stadt und ging hinaus ins Freie, als ich dem Kommiſſar begegnete, gerade wie er in ſeinen Wagen ſtieg. Als er erfuhr, daß ich aus unſerem Dorfe bin, gab er mir dieſes Schreiben und befahl, dir noch mündlich mitzuteilen, daß er auf dem Rückwege bei uns zu Mittag eſſen werde."

„Hat er das geſagt?"

„Ja."

„Hört ihr's?" wandte ſich der Schulze mit gravitätiſcher Gebärde an ſeine Begleiter; „Der Kommiſſar

ſelbſt kommt in eigener Perſon zu unſereinem, das heißt zu mir, um Mittag zu eſſen. Sh!..."

Hier hob der Schulze den Finger in die Höhe und neigte den Kopf, als lauſche er irgendeinem Klang.

„Der Kommiſſar, hört ihr's? der Kommiſſar wird bei mir eſſen! Was meinſt du, Herr Schreiber, und du, Gevatter, iſt das nicht eine große Ehre, was?"

„Soviel ich mich erinnern kann," fiel der Schreiber ein, „hat noch kein Schulze einen Kommiſſar mit einem Mittageſſen bewirtet."

„Ja, nicht jeder Schulze iſt der Ehre würdig," ſagte der Schulze mit ſelbſtzufriedenem Lächeln.

„Was meinſt du, Herr Schreiber, ſollte man nicht den Befehl erlaſſen, daß zu Ehren dieſes ausgezeichneten Gaſtes von jeder Hütte nun ein Hühnchen, ein Stück Leinwand und noch irgend etwas geliefert wird . . . was?"

„Ja, das wäre wohl notwendig, Herr Schulze."

„Und wann iſt die Hochzeit, Vater?" fragte Lewko.

„Die Hochzeit? Ich möchte dir ſchon eine Hochzeit... Nun, wegen des hohen Gaſtes . . . Morgen ſoll euch der Pope trauen. Zum Teufel mit euch! Mag der Kommiſſar ſehen, was Gehorſam heißt! Nun, Kinder,

wollen wir ſchlafen gehen! Begebt euch in eure Hütten! ... Der heutige Fall erinnert mich an die Zeit, als ich ..."

Bei dieſen Worten nahm der Schulze wieder ſeine übliche wichtige Miene an.

„Nun, jetzt wird der Schulze wieder erzählen, wie er die Zarin begleitet hat," ſagte Lewko und eilte freudig mit raſchen Schritten zu der wohlbekannten, von Kirſchbäumen umgebenen Hütte.

„Gott ſchenke dir das Himmelreich, du gutes, herrliches Mädchen," dachte er bei ſich, „möge dir jenſeits unter den heiligen Engeln nur Gutes beſchieden ſein. Niemandem werde ich das Wunder dieſer Nacht erzählen; nur dir allein, Hanna, teile ich es mit; du allein wirſt es mir glauben und mit mir zuſammen für die Seelenruhe der unglücklichen Ertrunkenen beten."

Mit dieſen Worten hatte er ſich der Hütte genähert; das Fenſter war geöffnet; die Mondſtrahlen erfüllten das Zimmer mit ihrem Glanz und fielen auf die ſchlafende Hanna; das Köpfchen war auf den Arm geſtützt; die Wangen glühten, und die ſich bewegenden Lippen flüſterten leiſe einen Namen.

„Schlaf, mein Liebling! Träume von allem Schönen

auf Erden; aber auch das wird nicht ſchöner ſein als unſer Erwachen!"

Er ſchlug das Zeichen des Kreuzes über ihrem Haupt und entfernte ſich leiſe.

— — — — — — — — — — — —

Nach einigen Minuten war alles im Dorf ſchon in tiefſten Schlaf verſunken, und nur der Mond ſchwebte noch ebenſo glänzend wie bisher über den unabſehbaren Weiten des üppigen Himmels der Ukraina.

Tiefes Schweigen lag über der Erde . . .

Nur ab und zu wurde die Stille von vereinzeltem Hundegebell und von dem leeren Geſchwätz des betrunkenen Kalenik, der, noch immer ſeine Hütte ſuchend, durch die ſchlafenden Straßen torkelte, unterbrochen.

Memoiren
eines Wahnſinnigen

Memoiren eines Wahnſinnigen

3. Oktober.

Ein außergewöhnlicher Vorfall hat ſich heute ereignet. Ich ſtand ziemlich ſpät auf, und als Mawra mir die geputzten Stiefel brachte, fragte ich ſie, wie ſpät es wäre. Als ich hörte, daß es ſchon längſt zehn geſchlagen habe, zog ich mich eiligſt an.

Am liebſten wäre ich, offen geſtanden, gar nicht ins Departement gegangen, da ich im voraus wußte, welch eine ſaure Miene unſer Abteilungschef machen wird. Schon lange pflegte er mir zu ſagen: „Bei dir, Freundchen, ſcheint's wohl nicht ganz richtig im Kopfe zu ſein? Du rennſt ja manchmal wie ein Beſeſſener umher und richteſt dann eine Verwirrung an, daß der Teufel ſelbſt nicht draus klug wird; oder du ſchreibſt die Titel mit kleinen Anfangsbuchſtaben und vergißt, das Datum und die Journalnummer hinzuzufügen."

Verdammtes Storchbein! Gewiß iſt er nur neidiſch

darauf, daß ich im Arbeitszimmer des Direktors sitze und Seiner Exzellenz die Federn schneiden darf.

Mit einem Wort, ich ginge nicht ins Bureau, wenn ich nicht die Hoffnung hätte, vielleicht den Kassierer zu treffen und eventuell von diesem filzigen Juden einen kleinen Vorschuß zu kriegen.

Das ist ein Geschöpf, dieser Kerl! Daß er auch nur einmal einen Monat voraus die Gage gebe — du lieber Gott — eher bricht der jüngste Tag herein. Ihr könnt ihn bitten, daß euch die Lippen wund werden; und wenn's euch noch so schlecht geht — dieser graue Teufel gibt euch keinen Pfennig heraus. Dabei bewirtet er zu Hause seine eigene Köchin mit Maulschellen, was schon stadtbekannt ist.

Ich versteh' wirklich nicht, daß man vom Dienst im Departement einen Nutzen hat; es kommt ja doch nichts dabei heraus. Da ist doch bei der Gouvernementsverwaltung, beim Kameralhof und bei den Ministerien eine ganz andere Sache! Dort drückt sich irgendein unscheinbares Kerlchen mit schäbiger Kleidung und einer Fratze, die so widerwärtig ist, daß man sie am liebsten anspucken möchte, in den Ecken herum und schreibt

Erlasse ab. Aber ihr sollt nur sehen, was für eine Villa er bewohnt!

Mit einer vergoldeten Porzellantasse dürft ihr ihm nicht kommen. Solch ein Geschenk, wird er euch sagen, macht man wohl seinem Arzt, aber nicht mir. Ihm muß man schon ein paar Schweißfüchse, einen hübschen Wagen oder einen Biberpelz zu dreihundert Rubel schenken. Dabei scheint er im ersten Augenblick so sanftmütig, wenn er z. B. höflich bittet: Leihen Sie mir doch einen Augenblick Ihr Federmesser, ich möchte mir eine Feder zurechtspitzen. Und später stutzt er dann den Bittsteller selbst so zurecht, daß diesem kaum noch das Hemd auf dem Leibe bleibt.

In unserem Ressort ist dafür freilich der Dienst anständiger und vornehmer; überhaupt herrscht bei uns eine Reinlichkeit, bis zu welcher sich die Gouvernementsverwaltung niemals aufschwingen wird. Die Tische sind aus Mahagoni, und jeder Mann wird von den Vorgesetzten mit „Sie" angeredet. Und ich muß gestehen, wäre nicht eben diese dienstliche Vornehmheit, ich hätte schon längst meinen Abschied genommen.

Ich zog einen alten Mantel an und nahm einen Schirm, da ein leichter Regen niederfiel. Auf den

Straßen war niemand zu sehen, außer einigen Weibern, die die Oberröcke über den Kopf geworfen hatten. Hier und da erblickte man auch einen russischen Kaufmann unterm Regenschirm oder einen russischen Kutscher.

Vom Adel sah man nur ab und zu ein Mitglied unserer Beamtenwelt. Ich erblickte einen an der Straßenkreuzung. Und kaum hatte ich ihn gesehen, da sagte ich gleich zu mir: „Ei, ei, mein Lieber, du gehst jetzt nicht nach dem Departement, sondern läufst jenem Mädchen da nach und schaust ihr auf die Füße."

Ist das ein Teufelskerl, unser Amtsbruder! Bei Gott, er gibt an Frechheit keinem Offizier etwas nach; wo nur ein Frauenhut zu erblicken ist, da sucht er gleich anzubandeln.

Während ich so dachte, sah ich eine Equipage an einem Laden vorfahren. Ein Herr saß im Fond des Wagens. Ich erkannte ihn sofort, es war unser Direktor.

Was hat denn der jetzt im Laden zu tun? dachte ich; es wird gewiß nur sein Töchterchen sein.

Ich drückte mich an die Wand. Ein Lakai öffnete den Schlag, und richtig, da flatterte sie wie ein Vögelein aus der Kutsche heraus. Sie blitzte nach rechts und links und zuckte ihre wundervollen Brauen — Herr

des Himmels, ich bin verloren, ich bin vollkommen verloren.

Aber warum mußte sie auch bei solchem Regenwetter ausfahren! Nun mag noch einer, der den Mut dazu hat, bestreiten, daß die Weiber auf den Putz ganz versessen sind.

Sie erkannte mich nicht. Ich hatte mich auch absichtlich in meinen Mantel eingehüllt, weil ich einen schmutzigen, altmodischen Paletot trug. Jetzt trägt man Mäntel mit langen Kragen, während ich nur einen kurzen Doppelkragen hatte; außerdem war auch das Tuch schon recht verblichen.

Ihr Hündchen war nicht rechtzeitig durch die Ladentür geschlüpft und mußte nun auf der Straße bleiben. Ich kenne dieses Hündchen, es wird „Maggy" gerufen.

Ich stand noch kaum eine Minute da, als ich plötzlich eine feine Stimme neben mir hörte: „Guten Tag, Maggy."

Donnerwetter, wer sprach da? Ich wandte mich um und erblickte zwei Damen unter einem Regenschirm vorübereilen, von denen die eine sehr alt und die andere sehr jung war.

Sie waren beide schon vorüber, als ich abermals

ganz in meiner Nähe dieſelbe Stimme vernahm: „Schäme dich, Maggy!“

Hol's der Teufel! Ich ſehe, daß Maggy ſich mit einem Hündchen beſchnüffelt, das hinter den Damen herlief. „Aha,“ ſagte ich bei mir, „aber ich bin doch nicht betrunken? Aber das paſſiert mir doch ſonſt ſehr ſelten.“

„Nein, Fidele, du irrſt dich,“ ſagte — ich ſah es ganz genau — Maggy — „ich war, — wau, wau — ich war, wau, wau, wau — ſehr krank.“

Was für ein ſeltſames Hündchen! Ich war, offen geſtanden, ſehr erſtaunt, es ſo ganz nach Menſchenart reden zu hören; allein als ich etwas darüber nachdachte, hörte ich auf zu ſtaunen. In der Tat ſind auf der Welt ſchon viele ähnliche Dinge paſſiert. Man erzählt ſich zum Beiſpiel, daß in England ein Fiſch ans Land geſchwommen ſei, der zwei Worte in einer ſo merkwürdigen Sprache geſagt habe, daß ſich die Gelehrten ſchon drei Jahre lang abmühen, den Urſprung dieſer Sprache feſtzuſtellen, jedoch bis heute noch nicht damit zuſtande gekommen ſind. Ebenſo habe ich in Zeitungen geleſen, daß zwei Kühe einmal in einen Laden gekommen ſind und ein Pfund Tee verlangt haben.

Indessen wuchs mein Erstaunen, als Maggy sagte: „Ich habe dir neulich geschrieben, Fidel; gewiß hat dir Polkan den Brief nicht überbracht.“

Hol's der Teufel! Ich habe noch nie im Leben gehört, daß Hunde schreiben können. Richtig schreiben können nur Edelleute. Natürlich gibt es auch Ausnahmen, und hin und wieder trifft man sogar Kaufleute, die irgendwie kritzeln können; aber das Geschreibsel ist dann auch danach.

Jedenfalls war ich sehr erstaunt, allerdings sehe und höre ich seit kurzer Zeit Dinge, die ich bisher noch nie gesehen und gehört habe.

Ich will doch mal, sagte ich zu mir selbst, hinter diesem Hündchen hergehen, um mal zu sehen, was daraus werden wird. Ich spannte also meinen Regenschirm auf und folgte den beiden Damen.

Sie überschritten die Erbsenstraße, bogen dann in die Bürgerstraße ein, dann nochmals in die Stoljarnaja, überschritten dann die Kukuschkinbrücke und machten schließlich vor einem großen Hause halt.

Dieses Haus kenne ich doch, sagte ich zu mir, das ist ja Swjerkows Haus, das ist aber eine Kiste! Was für Volk da nicht alles darin lebt: wieviel Köchinnen,

wieviel Reiſende! Auch unſere Kollegen ſind dort ſtark vertreten. Einer meiner Freunde, der ſehr gut Trompete bläſt, iſt auch darunter.

Die Damen ſtiegen bis zum fünften Stockwerk empor.

Gut, dachte ich, ich will mir die Nummer merken und bei der erſten beſten Gelegenheit verſuchen, der Sache auf den Grund zu kommen.

4. Oktober.

Heute haben wir Mittwoch, und deshalb war ich wie gewöhnlich bei meinem Chef im Kabinett. Ich kam absichtlich früher und brachte alle Federn in Ordnung.

Unser Direktor muß eigentlich ein sehr kluger Mensch sein. Das ganze Kabinett steht voll Bücherschränke. Ich las die Titel einiger Bücher: alles Gelehrsamkeit, eine solche Gelehrsamkeit, daß unsereins nichts davon versteht — alles französisch oder deutsch.

Wenn man meinen Chef genauer betrachtet, so merkt man gleich, daß man eine bedeutende Persönlichkeit vor sich hat. Ich habe noch nie ein überflüssiges Wort aus seinem Munde gehört, es sei denn, daß er mal bei Abnahme der Akten fragte, „was für Wetter ist es draußen?"

Ja, das ist nicht ein Mann von unserem Schlage, das ist ein Staatsmann! Ich habe übrigens bemerkt, daß er mich besonders gern hat. Wenn nun viel-

leicht auch sein Töchterchen ... ach, welch ein Unsinn! ... Nichts, nichts, still davon.

Ich habe neulich ein Journal gelesen. Was für ein dummes Volk sind doch diese Franzosen! Was wollen sie eigentlich? Ich möchte sie, bei Gott, alle vornehmen und mit Ruten durchpeitschen.

Im selben Journal habe ich auch eine hübsche Beschreibung eines Balles gelesen, die von einem Gutsbesitzer aus Kursk stammt. Die kurskschen Gutsbesitzer schreiben alle sehr hübsch.

Allein um halb zwei passierte eine Sache, die keine Feder zu beschreiben imstande ist.

Die Tür öffnete sich; ich dachte, der Direktor käme hinein, und sprang mit meinen Aktenstücken vom Stuhl auf. Allein sie war's. Wie schön war sie gekleidet! Sie hatte ein weißes Kleid an, das duftig wie ein Schwangefieder war. Und wie sie schaute! Ihr Blick war, bei Gott, wie ein Sonnenstrahl.

Sie grüßte mich und fragte:

„Ist Papa noch nicht hiergewesen?"

Ei, ei, welch ein Stimmchen. Ein Kanarienvogel, wirklich ein Kanarienvogel.

„Exzellenz," wollte ich ausrufen, „lassen Sie mich

nicht hinrichten, aber wenn es schon geschehen muß, dann töten Sie mich mit Ihren eigenen Händen."

Allein, weiß der Teufel, die Zunge wollte mir nicht recht gehorchen, und ich sagte nur: „Nein, er war nicht hier."

Sie blickte auf mich, dann auf meine Bücher und ließ das Taschentuch fallen.

Ich sprang auf, rutschte auf dem verdammten Parkettboden aus und hätte mir beinahe die Nase zerschlagen. Allein ich behielt noch im letzten Augenblick die Balance und faßte ihr Tüchlein.

Ihr Heiligen, welch ein Tüchlein! Zarter und weicher Batist, und wundervoller Ambraduft entströmte dem Gewebe.

Sie dankte mir und lächelte, ohne die Lippen zu verziehen. Dann verließ sie das Zimmer.

Ich saß ungefähr noch eine Stunde da, als plötzlich ein Lakai eintrat und sagte:

„Gehen Sie nach Hause, Arxenti Iwanowitsch, der Herr ist bereits fortgefahren."

Ich kann dieses Lakaienpack nicht ausstehen. Das rekelt sich überall in den Vorzimmern herum und ist zu faul auch nur den Kopf zu bewegen. Ja, noch

ſchlimmer: einſt hat ſich eine von dieſen Kanaillen ſogar nicht geſcheut, mir, ohne auch nur vom Stuhle aufzuſtehen, ihre Tabaksdoſe anzubieten. Weiß denn ſo ein Bauernlümmel nicht, daß ich ein Beamter und von adliger Herkunft bin? Allein ich ſagte diesmal noch nichts, ſondern nahm meinen Hut und holte mir ſelbſt meinen Mantel, da dieſe Herren ja doch nicht zu bewegen ſind, beim Anziehen behilflich zu ſein.

Zu Hauſe lag ich meiſtens zu Bett. Dann ſchrieb ich mir ein paar hübſche Verſe ab, ich glaube, ſie waren von Puſchkin.

Gegen Abend hüllte ich mich in meinen Mantel, eilte nach dem Hauſe der Exzellenz und wartete dort lange, ob ſie nicht herauskommen und in den Wagen ſteigen würde, damit ich ſie noch einmal ſehen könnte. Allein ſie kamen nicht.

6. November.

Unſer Abteilungschef iſt verrückt geworden. Als ich heute ins Departement kam, rief er mich zu ſich herein und ſagte mir:

„Nun, ſag mal, was machſt du denn eigentlich für Sachen?“

„Wieſo? Was mache ich denn?“

„Überleg es dir mal genau, du biſt doch ſchon über vierzig und es wär eigentlich Zeit, daß du vernünftig wirſt. Was bildeſt du dir denn eigentlich ein? Meinſt du, ich wüßte nicht um deine Streiche? Du ſchneideſt ja der Tochter des Direktors die Cour. Schau dich doch einmal an und denk mal nach, wer du eigentlich biſt. Eine Null, eine Null — weiter nichts. Du haſt ja keinen Groſchen Vermögen. Und ſieh dich doch einmal recht genau im Spiegel an — wie kannſt du nur mit deinem Geſicht an ſo etwas denken.“

Hol mich der Teufel, weil ſein Geſicht Ähnlichkeit mit einer dicken Flaſche hat, weil er auf dem Kopfe

einen gekräuſelten Haarbuſch trägt, bildet er ſich ein, daß nur er allein ſich etwas erlauben könne. Ich weiß ſchon, ich weiß ſchon, warum er böſe auf mich iſt. Er iſt neidiſch. Er hat vielleicht die Gunſtbezeigungen, die mir huldvollſt gewährt wurden, bemerkt.

Aber ich mache mir nichts aus ihm! Ein Hofrat iſt für mich keine ſo wichtige Perſon. Hängt ſich eine goldene Uhrkette an die Uhr, trägt Stiefel zu dreißig Rubel das Paar und denkt Wunder was er ſei. Ja, bin ich denn etwa ein Schneiders- oder ein Soldatenkind? Ich bin ein Edelmann! Ich kann mich genau ſo wie er heraufarbeiten, ich bin zweiundvierzig — ein Alter, in dem man eigentlich überhaupt erſt den wirklichen Dienſt beginnt.

Wart nur Freundchen, auch wir werden einmal den Oberſtenrang bekommen und vielleicht, wenn Gott will, auch noch etwas Beſſeres. Auch wir werden uns eine Wohnung anſchaffen, die vielleicht bedeutend ſchöner als deine ſein wird. Wie kommſt du denn dazu, dir einzubilden, daß es außer dir überhaupt keine anſtändigen Menſchen mehr gäbe? Ich brauche mir nur einen modernen Frack machen zu laſſen und eine Halsbinde,

wie du ſie trägſt, anzulegen — dann wirſt du mir nicht bis unter die Schultern reichen.

Nur habe ich leider kein Vermögen — das iſt mein Unglück.

8. November.

Ich war im Theater. Man spielte eine russische Komödie. Ich habe viel gelacht. Dann wurde noch ein Vaudeville aufgeführt, das sehr frei geschrieben war, so daß ich mich eigentlich wunderte, wie das Stück durch die Zensur gekommen ist.

In dem Stück wird nämlich von den Kaufleuten geradeheraus gesagt, daß sie das Volk betrügen, und daß ihre Söhne ein wahres Lasterleben führen und sich bei den Edelleuten einzuschmeicheln suchen.

Auch von den Journalisten wurde ein recht hübsches Couplet gesungen.

Die Dichter schreiben heutzutage doch recht amüsante Sachen. Ich gehe sehr gerne ins Theater. Sobald ich ein paar Groschen in der Tasche habe, treibt's mich mit aller Gewalt hin. Die meisten meiner Amtskollegen sind freilich ganz ungebildete Bauern, die niemals einen Fuß ins Theater setzen, es sei denn, daß man ihnen ein Freibillett schenkt.

Die eine Schauſpielerin ſang wunderſchön.

Ich dachte auch an . . . ach, Gemeinheit . . . nichts, nichts . . . Schweigen . . .

9. November.

Um acht Uhr begab ich mich ins Departement. Der Abteilungschef tat so, als hätte er meine Ankunft gar nicht bemerkt. Auch ich tat meinerseits, als sehe ich ihn nicht.

Ich las verschiedene Akten durch und verglich einige Schriftstücke. Dann ging ich um vier Uhr wieder fort.

Ich ging beim Hause des Direktors vorbei, allein niemand war zu sehen.

Nach dem Mittagessen lag ich größtenteils auf dem Bette.

11. November.

Heute saß ich im Kabinett unseres Direktors, schnitt für ihn dreiundzwanzig Federn zurecht, und — ei, ei, für Sr. Exzellenz Töchterchen auch noch vier Federn.

Der Direktor hat es gerne, wenn recht viel Federn bereit sind. Ach, muß das ein kluger Kopf sein! In einemfort schweigt er, aber um so mehr denkt er dann bei sich. Ich möchte gerne das Leben dieser Herren und all das Tun und Treiben dieser Kreise einmal näher ansehen. Ich hab schon öfters daran gedacht, mit seiner Exzellenz darüber zu sprechen. Allein, weiß der Teufel, jedesmal versagte mir die Zunge.

Ich möchte gerne einmal in das Empfangszimmer hineinsehen, dessen Tür ich bisweilen offenstehen sah. Ach, was für eine prunkvolle Einrichtung, was für Spiegel und Porzellangeschirr.

Ich möchte auch gerne mal die anderen Zimmer sehen, wo Sr. Exzellenz Töchterlein haust. Ja, dort möchte ich sein. Möchte das Boudoir sehen, wo all die

Fläschchen und Büchschen stehen, wo seltsame Blumen so köstlich duften, daß man kaum wagt Atem zu schöpfen und wo ringsumher ihre zerstreuten Gewänder liegen, die mehr duftigen Wolken als Kleidern gleichen.

Auch ihr Schlafzimmer möchte ich einmal sehen, denn dort, glaube ich, sind Wunder, dort, glaube ich, ist ein Paradies, das es selbst im Himmel nicht gibt. Ich möchte das Bänkchen sehen, auf das sie ihre Füßchen stellt, wenn sie sich vom Lager erhebt, ich möchte belauschen, wenn sie den schneeweißen Strumpf über dieses Füßchen zieht . . . ei, ei, ei — nichts, nichts . . . Schweigen.

Heute kam es wie eine Erleuchtung über mich. Ich erinnerte mich der Unterhaltung jener beiden Hündchen, die ich auf dem Newski Prospekt belauscht hatte. Sehr gut, dachte ich, jetzt werde ich alles erfahren. Ich muß nur die Korrespondenz abfangen, die die beiden jungen Hündchen miteinander geführt haben. Da werde ich gewiß alles erfahren.

Ich habe bereits einmal Maggy zu mir herangerufen und ihr gesagt: „Hör mal, Maggy, wir sind jetzt unter uns; wenn du willst, kann ich die Tür zumachen, daß uns niemand sieht. Aber erzähle mir alles, was

du von deiner Herrin weißt: Ich ſchwöre dir, daß ich niemand etwas verraten werde."

Aber das ſchlaue Hündchen zog den Schwanz ein und ging ganz ruhig zur Tür hinaus, als ob es nichts gehört hätte.

Ich habe ſchon längſt vermutet, daß der Hund klüger iſt als der Menſch; ich war ſogar überzeugt, daß er zu ſprechen verſtehe und nur aus Eigenſinn davon keinen Gebrauch mache. Der Hund iſt ſehr diplomatiſch; er gibt auf jeden Schritt des Menſchen acht. Nein, es mag koſten was es wolle, ich werde doch morgen nach Swerkows Hauſe gehen, Fidel aufſuchen und, wenn es mir gelingt, alle Briefe abfangen, die Maggy ihm geſchrieben hat.

12. November.

Heute um zwei Uhr nachmittag machte ich mich auf den Weg, um auf alle Fälle Fidel zu treffen und auszuforschen.

Ich kann diesen Sauerkohl nicht leiden, dessen Geruch aus allen Kramläden der Bürgerstraße aufsteigt. Dazu dringt noch aus den Kellerwohnungen der Häuser ein solcher Höllengestank, daß man mit zugehaltener Nase im Laufschritt vorbeieilen muß.

Auch die Handwerker lassen aus ihren Werkstätten viel Ruß und Rauch aufsteigen, so daß es für einen anständigen Menschen unmöglich ist, in dieser Gegend spazieren zu gehen.

Als ich bis zum sechsten Stockwerk hinaufgeklettert war und die Glocke gezogen hatte, öffnete mir ein an und für sich gar nicht übles sommersprossiges Mädchen. Ich erkannte sie sofort. Es war dasselbe Mädchen, das ich damals in Begleitung der alten Dame gesehen hatte.

Sie errötete ein wenig. Ei, mein Täubchen, dachte ich, du möchteſt wohl gern einen Liebſten haben.

„Was wünſchen Sie?“ fragte ſie mich.

„Ich muß mal mit ihrem Hündchen ſprechen.“

Das Mädchen war dumm. Ich habe gleich bemerkt, daß ſie dumm iſt.

Unterdeſſen war das Hündchen laut bellend herbeigelaufen. Ich wollte es faſſen, allein das freche Tier fuhr mir mit den Zähnen beinahe an die Naſe.

Plötzlich bemerkte ich in einer Zimmerecke Fidels Hundekorb. Ei, das war's ja, was ich wollte! Ich trat ſchnell hinzu, durchwühlte das Stroh in dem hölzernen Korbe und zog endlich zu meiner größten Freude ein Bündelchen kleiner Papierblätter hervor.

Als das freche Hündchen dies ſah, biß es mich zunächſt in die Wade, um dann, als es gemerkt hatte, daß die Papiere ſchon in meinem Beſitz waren, zu winſeln und zu betteln. Allein ich ſagte: „Nein, mein Täubchen, leb' wohl!“ und lief davon.

Ich glaube, das Mädchen hielt mich für einen Verrückten, denn es erſchrak außerordentlich.

Zu Hauſe angekommen, wollte ich mich unverzüglich ans Werk machen und die Briefe durchſehen, da

ich beim Kerzenſchein nicht ſo gut leſen kann. Allein die Mawra hatte den Einfall gehabt, den Fußboden zu ſcheuern. Dieſe dummen Weiber ſind ſtets an der unrechten Stelle reinlichkeitsliebend.

Ich mußte daher noch ein wenig ſpazieren gehen und begann dabei über das Vorgefallene nachzudenken. Jetzt endlich werde ich alle Kabalen ergründen. Dieſe Briefe werden mir Aufſchluß geben. Die Hunde ſind ein kluges Volk, ſie kennen alle politiſchen Beziehungen, und ſo werde ich gewiß in den Briefen alles, was ich wünſche, finden: die Charakteriſtik jenes Mannes und was man ſonſt noch von ihm weiß. Vielleicht finde ich dort auch etwas über die, die ich ... nichts, Schweigen.

Gegen Abend kam ich nach Hauſe. Ich lag größtenteils auf dem Bett.

13. November.

Nun wollen wir mal sehen! Der Brief ist ziemlich leserlich, obgleich die Handschrift doch etwas Hundeartiges an sich hat. Wollen mal sehen.

„Lieber Fidel! Ich kann mich noch immer nicht an Deinen bürgerlichen Namen gewöhnen. Als ob man durchaus keinen besseren für Dich hätte finden können. Fidel, Rosa — wie gewöhnlich das klingt; doch das, das gehört alles nicht hierher. Ich bin sehr froh, daß wir auf den Gedanken gekommen sind, miteinander zu korrespondieren."

Der Brief ist durchaus richtig. Interpunktion und Orthographie sind tadellos richtig. So schlicht und klar schreibt nicht mal unser Abteilungschef, obgleich er behauptet, irgendwo an der Universität studiert zu haben. Doch sehen wir weiter.

„Ich glaube, es ist eine der schönsten Freuden der Welt, seine Gedanken, Gefühle und Eindrücke einem andern mitzuteilen."

Hm, dieſer Gedanke iſt aus einer Schrift, die aus dem Deutſchen überſetzt iſt. Ich kann mich des Titels nicht mehr erinnern.

„Ich ſpreche aus Erfahrung, obgleich ich nicht weiter in die Welt herausgekommen bin, als bis vor unſere Haustür. Fließt mein Leben nicht in Glück und Zufriedenheit dahin? Meine Herrin, die Papa Sophie nennt, liebt mich grenzenlos.“

Ei, ei . . . nichts, nichts, Schweigen.

„Auch Papa liebkoſt mich ſehr oft. Ich trinke Tee und Kaffee mit Sahne; ach, ma chère, ich muß Dir geſtehen, daß ich an den großen abgenagten Knochen, die unſer Polkan in der Küche mit Heißhunger frißt, durchaus kein Vergnügen finden könnte. Nur die Knochen von Wildgeflügel ſind gut, und auch nur dann, wenn noch niemand das Mark aus ihnen herausgeſogen hat. Sehr gut ſchmecken ſie mit ein wenig Sauce, nur dürfen keine Kapern und kein Grünzeug dabei ſein. Doch ich kenne nichts Schlimmeres als die Gewohnheit, den Hunden zuſammengeknetete Brotkügelchen zu geben. Irgendein Herrchen, das da am Tiſch ſitzt und mit ſeinen Händen weiß Gott was für einen Schmutz angefaßt hat, fängt an, mit dieſen ſchmutzigen Fingern ein Stück

Brot zu kneten, ruft Dich dann heran und ſteckt Dir dann das Kügelchen ins Maul. Anſtandshalber kannſt du es nicht abſchlagen, und ſo ißt Du's denn, wenn auch mit Ekel; aber Du ißt's doch."

Zum Teufel, was iſt denn das? Welch ein Blödſinn! Als ob es keinen intereſſanteren Gegenſtand für einen Briefwechſel gebe. Wir wollen mal ſehen, ob nicht auf der zweiten Seite etwas Vernünftigeres ſteht.

„Ich bin gern bereit, Dich von allem zu unterrichten, was bei uns vorgeht. Ich erwähnte ſchon jenen wichtigen Herrn, den Sophie immer Papa nennt. Das iſt ein ſehr komiſcher Menſch . . ."

Aha, alſo endlich! Ja, ich wußte, ſie haben einen politiſchen Scharfblick für alle Dinge. Wollen wir alſo ſehen, was ſie über den Papa ſchreibt.

„. . . ein ſeltſamer Menſch. Größtenteils ſchweigt er, und nur ſelten ſpricht er. Nur vor ungefähr einer Woche ſprach er unaufhörlich mit ſich ſelbſt: ‚Bekomme ich's oder bekomme ich's nicht.' Einmal wandte er ſich ſogar an mich mit der Frage: ‚Was meinſt du, Maggy, bekomme ich's oder bekomme ich's nicht?' Ich konnte ihn abſolut nicht begreifen, beſchnüffelte ſeine Stiefel und lief dann wieder fort. Dann, ma chère, kam nach

ungefähr einer Woche Papa eines Tages freudeſtrahlend nach Hauſe. Und den ganzen Morgen über kamen Herren in Uniform und gratulierten ihm. Bei Tiſch war er ſo vergnügt, wie ich ihn noch nie geſehen hatte; er erzählte ſogar Anekdoten. Nach dem Eſſen hob er mich zu ſich empor und ſagte: ‚Sieh mal, Maggy, weißt du, was das iſt?‘ Ich erblickte irgendein Bändchen. Ich beroch es, konnte aber nicht das geringſte Aroma daran entdecken; ſchließlich leckte ich ganz verſtohlen daran: es war etwas ſalzig.“

Hm, hm, dies Hündchen ſcheint mir ja recht frech zu ſein. Einerlei. Jedenfalls iſt er ſehr ehrgeizig. Davon muß man Notiz nehmen.

„Verzeih’, ma chère, ich eile uſw. uſw. Morgen werde ich den Brief beenden. — Nun, guten Morgen. Jetzt bin ich wieder dabei, Dir zu ſchreiben. Heute war meine Herrin Sophie . . .“

Nun wollen wir mal ſehen, was mit Sophie iſt. Ach, Unſinn . . . nichts, nichts, leſen wir weiter.

„. . . war meine Herrin Sophie in außergewöhnlicher Aufregung. Sie ging zum Ball, und ich war recht froh, daß ich in ihrer Abweſenheit ſchreiben konnte. Meine Sophie freut ſich ſehr, wenn ſie auf die Bälle

fahren kann, obgleich sie sich beim Anziehen immer ärgert. Warum gehen sie auch nicht, wie wir Hunde dorthin? Das ist doch bequemer. Ich kann durchaus nicht begreifen, ma chère, was das für ein Vergnügen ist, auf den Ball zu fahren. Sophie kommt dann immer um sechs Uhr früh vom Ball nach Hause, und ich muß nach ihrem blassen und müden Aussehen immer denken, daß das arme Mädchen dort nichts zu essen bekommen hat. Ich könnte, offen gestanden, nach dieser Weise nicht leben. Wenn ich nicht Rebhuhn mit Sauce oder Backhuhnflügel bekäme, so wüßte ich nicht, was ich anfangen sollte. Grütze mit Sauce ist ja schließlich auch noch zu genießen; aber für Rüben und Artischocken könnte ich mich durchaus nicht begeistern."

Ein äußerst ungleichmäßiger Stil. Man merkt sofort, daß das kein Mensch geschrieben hat. Es fängt ganz gut an, aber zum Schluß kommt doch die Hundeart zum Vorschein. Sehen wir uns noch einen Brief an. Er scheint ziemlich lang zu sein — hm, hm, und auch das Datum fehlt.

„Ach, meine Liebe, wie schön ist doch das Nahen des Frühlings. Mein Herz schlägt, als erwarte es irgend etwas Besonderes. In den Ohren tönt mir ein ewiges

Klingen, so daß ich oft mit aufgehobenem Fuß mehrere Minuten lang dastehe und nach der Tür hinhorche. Ich will Dir im Vertrauen mitteilen, daß ich Verehrer habe. Oftmals, wenn ich auf dem Fenster sitze, beobachte ich sie im Stillen. Ach, wenn Du wüßtest, was für Mißgeburten darunter sind! So der eine, ein plumper Hofhund, dem die Dummheit auf dem Gesicht geschrieben steht und der immer mit der wichtigsten Miene der Welt über die Straße schreitet und sich einbildet, daß er eine äußerst vornehme Person sei, und daß alle Leute sich nach ihm umschauen. Dabei ist das Unsinn! Ich hab' ihm nicht die geringste Beachtung geschenkt und tue immer, als ob ich ihn gar nicht sähe.

„Und dann ist da noch eine schreckliche Dogge, die immer vor meinem Fenster herumpromeniert. Wenn sie sich auf die Hinterbeine stellte, was das plumpe Tier wahrscheinlich gar nicht kann, dann würde sie wohl ziemlich einen Kopf größer sein als der Papa meiner Sophie, der doch gewiß schon recht groß ist. Dieser Tölpel scheint überdies ein großer Frechling zu sein. Ich knurrte ihn an, allein er schien sich daraus nichts zu machen. Wenn er noch wenigstens die Stirn gerunzelt hätte! Statt dessen streckte er die Zunge aus, ließ seine

rieſigen Ohren hängen und glotzte zum Fenſter hinauf — ſo ein Bauer. Aber glaubſt Du, ma chère, daß mein Herz gegenüber all dieſen Verſuchen gleichgültig bleibt? Ach, leider nicht ... Hätteſt du nur mal den einen Kavalier geſehen, der neulich durch den Zaun des Nachbarhauſes kroch — Treſor iſt ſein Name — ach, ma chère, was hat der für ein hübſches Schnäuzchen."

Zum Teufel mit dem Zeug! Solch ein Blödſinn! Wie kann man mit ſolchem Unſinn Papier vollkritzeln. Gebt mir einen Menſchen, einen Menſchen will ich ſehen. Noch eine Seite will ich umwenden, vielleicht wird's beſſer.

„... Sophie ſaß am Tiſch und nähte irgend etwas. Ich ſchaute zum Fenſter hinaus, denn ich betrachte gern die Vorübergehenden, als plötzlich ein Lakai eintrat und Beſuch meldete: Teplow."

„‚Ich laſſe bitten,' rief Sophie und umarmte mich ſtürmiſch. ‚Ach, Maggy, Maggy, wenn du wüßteſt, wer das iſt! Brünett iſt er und Kammerjunker, und Augen hat er — ſchwarz wie Kohlen.'

„Sophie lief fort. Eine Minute ſpäter trat ein junger Kammerjunker mit ſchwarzem Backenbart ein. Er ging an den Spiegel, brachte ſein Haar in Ordnung

und sah sich dann im Zimmer um. Ich knurrte etwas und setzte mich dann wieder auf meinen Platz.

„Sophie kam bald wieder zum Vorschein und beantwortete seinen Kratzfuß mit einem freudigen Lächeln. Ich tat, als bemerke ich nichts und fuhr fort, zum Fenster hinauszuschauen. Allein ich neigte dabei doch den Kopf ein wenig auf die Seite, um zu hören, wovon sie sprächen. Ach, ma chère, von was für albernen Sachen die beiden redeten! Sie erzählten sich zum Beispiel davon, wie eine Dame beim Tanz einen falschen Pas gemacht hatte, ferner wie ein gewisser Bobow mit seinem Jabot einem Storch sehr ähnlich gewesen wäre, wie eine gewisse Lidina sich einbildete, blaue Augen zu haben, während sie in Wirklichkeit grüne hatte — und ähnliches mehr. Hm, dachte ich bei mir, wenn man diesen Kammerjunker mit Tresor vergleichen sollte — du lieber Gott, welch ein Unterschied! Ich weiß nicht, ma chère, was Sophie an ihrem Teplow findet. Warum ist sie eigentlich so von ihm entzückt?"

Mir scheint hier wirklich etwas nicht in Ordnung zu sein. Dieser Teplow kann sie doch unmöglich so bezaubern. Wir wollen weiter sehen.

„Wenn dieser Kammerjunker ihr gefällt, so müßte

ihr auch, wie mir ſcheint, jener Beamte gefallen, der bei Papa im Kabinett ſitzt. Ach, ma chère, wenn Du wüßteſt, was das für eine Mißgeburt iſt! Eine wahre Schildkröte!"

Was mag das für ein Beamter ſein?

„Er hat einen ganz ſonderlichen Namen. Er ſitzt immer da und ſchneidet Federn zurecht. Sein Haupthaar hat große Ähnlichkeit mit einem Strohwiſch. Papa ſchickt ihn manchmal an Stelle des Dieners."

Mir ſcheint, dies freche Hündchen will auf mich anſpielen. Aber ſehen denn meine Haare aus wie Stroh?

„Sophie kann ſich immer nicht vor Lachen halten, wenn ſie ihn ſieht . . ."

Du lügſt, verdammtes Hündchen! Was für eine ſchändliche Zunge! Als ob ich nicht wüßte, warum du ſo ſprichſt! Das ſind ja alles nur die Ränke des Abteilungschefs. Dieſer Menſch haßt mich tödlich und ſucht mir deshalb bei jeder Gelegenheit zu ſchaden. Doch ich will lieber noch einen Brief durchleſen. Da wird die Sache vielleicht wieder von ſelbſt klar werden.

„Fidel, ma chère, verzeih', daß ich Dir ſo lange nicht geſchrieben habe. Ich ſchwelgte im höchſten Entzücken. Die Dichter haben wirklich recht, wenn ſie

ſagen: die Liebe iſt ein zweites Leben. Überdies gehen jetzt auch bei uns im Hauſe große Veränderungen vor ſich. Der Kammerjunker iſt faſt täglich bei uns. Papa iſt recht vergnügt. Ich hörte ſogar von unſerm Gregor, der den Fußboden kehrt und dabei immer mit ſich ſelbſt ſpricht, daß bald Hochzeit gefeiert werden wird, da Papa ſeine Sophie gern recht bald als Gattin eines Generals oder eines Kammerjunkers ſehen möchte."

Hol's der Teufel, ich kann nicht weiterleſen ... In einem fort nur General oder Kammerjunker. Das beſte auf der Welt wird ihnen zuteil. Hol's der Teufel! Gewiß, ich möchte ſelbſt gern General werden, aber nicht deshalb, um ihre Hand zu erlangen — nein, ich möchte nur General ſein, um zu ſehen, wie ſie ſich vor mir winden und mir Schmeicheleien ſagen werden. Wenn das dann ſo weit wäre, würde ich ihnen gerne direkt ins Geſicht ſagen, daß ich ſie am liebſten anſpucken möchte. Weiß der Teufel, es iſt doch ärgerlich. Ich zerreiße die Briefe des dummen Hündchens in Fetzen.

3. Dezember.

Es kann nicht sein. Das ist eitel Geschwätz. Die Hochzeit wird nicht stattfinden. Was ist denn dabei, daß er Kammerjunker ist? Das ist doch nur ein Rang, weiter nichts. Deshalb hat er noch immer kein drittes Auge in der Stirn, und auch seine Nase ist nicht aus Gold gemacht, sondern genau so wie bei jedem andern Sterblichen. Ich habe schon mehrmals versucht zu ergründen, woher all diese Unterschiede stammen. Wieso und warum bin ich Titularrat? Vielleicht bin ich irgendein Graf oder General und scheine nur Titularrat zu sein. Vielleicht weiß ich selbst noch nicht, wer ich bin? Es gibt ja genug Beispiele aus der Geschichte, daß irgendein einfacher Bürger oder gar Bauer sich plötzlich als Edelmann und Baron entpuppt hat.

Wenn also aus einem Bauer sogar so etwas wird, was kann da erst aus einem Edelmann werden! Nehmen wir zum Beispiel an, ich erschiene plötzlich bei meinem Chef in Generalsuniform: rechts eine Epaulette, links

eine Epaulette, und über der Bruſt ein blaues Band — was würde dann mein Liebchen ſagen — und was würden der Papa und der Direktor ſagen? Oh, er iſt ſehr ehrgeizig.

Ja, und kann ich nicht noch vielleicht in dieſer Minute zum Generalgouverneur oder zum Intendanten oder zu ſonſt etwas ernannt werden? Ich möchte gern erfahren, warum ich Titularrat bin. Warum gerade Titularrat?

5. Dezember.

Heute habe ich den ganzen Morgen Zeitungen gelesen. In Spanien gehen ja seltsame Dinge vor. Ich habe sogar nicht einmal alles verstanden. Es heißt, der Thron sei frei geworden, die Stände wären um einen Nachfolger in Verlegenheit, und daß daher ein Aufruhr entstanden wäre.

Mir erscheint das alles recht seltsam. Wie kann denn der Thron frei werden? Es heißt, eine Donna soll ihn besteigen. Das kann doch nicht gut sein. Auf den Thron gehört doch ein König. Man sagt, es sei kein König da. Das ist doch unmöglich, daß kein König da ist. Ein Reich kann doch nicht ohne König sein.

Ein König ist gewiß da, nur befindet er sich wahrscheinlich noch irgendwo im Verborgenen. Vielleicht befindet er sich sogar an Ort und Stelle, und nur irgendwelche Familienrücksichten oder auch Befürchtung wegen der Nachbarmächte bestimmen ihn, sich zu verstecken. Vielleicht liegen natürlich auch andere Gründe vor.

8. Dezember.

Ich wollte beinahe schon ins Departement gehen, aber verschiedene Gründe und Erwägungen hielten mich zurück. Die spanische Angelegenheit will mir durchaus nicht aus dem Kopfe. Wie ist es denn nur möglich, daß eine Donna Königin wird? Man wird das doch nicht erlauben. In erster Linie wird England das nicht zulassen, und außerdem wird auch das übrige Europa dagegen sein, der Kaiser von Österreich . . .

Ich muß gestehen, daß mich diese Vorgänge dermaßen erschüttert haben, daß ich den ganzen Tag über nicht imstande war, mich mit irgend etwas zu beschäftigen. Mawra sagte mir, daß ich bei Tisch sehr zerstreut gewesen wäre. Und in der Tat habe ich in meiner Zerstreutheit zwei Teller auf den Boden geworfen, so daß sie entzwei gingen.

Nach Tisch ging ich etwas spazieren; dann lag ich wieder größtenteils auf dem Bett und dachte über die spanischen Angelegenheiten nach.

Im Jahre 2000, am 43. April.

Der heutige Tag ist ein Tag des größten Triumphes. Spanien hat einen König. Er ist gefunden. Und dieser König — bin ich. Heute habe ich das erst erfahren. Plötzlich, wie ein Blitz, war mir die Erleuchtung gekommen.

Ich verstehe nicht, wie ich mir einbilden konnte, daß ich ein Titularrat bin. Wie konnte mir nur ein so wahnwitziger Gedanke in den Sinn kommen. Es ist noch ein Glück, daß die Leute mich noch nicht deshalb ins Irrenhaus gesperrt haben.

Jetzt ist mir alles klar. Jetzt sehe ich alles deutlich vor mir. Mir ist es, als wäre früher alles von einem Nebel verhüllt gewesen. Das kommt alles, glaube ich, daher, daß die Leute meinen, das menschliche Gehirn befindet sich im Kopfe. Nicht im geringsten: es kommt auf den Schwingen des Windes vom Kaspischen Meer herüber.

Zuerst teilte ich Mawra mit, wer ich bin. Als sie ver-

nahm, daß der König von Spanien vor ihr ſtehe, ſchlug ſie die Hände überm Kopf zuſammen und wäre vor Angſt beinahe geſtorben. Das dumme Ding hat noch niemals den König von Spanien geſehen.

Ich verſuchte jedoch, ſie gleich zu beruhigen, indem ich verſicherte, daß ich durchaus nicht böſe auf ſie ſei, weil ſie mir öfters die Stiefel ſchlecht geputzt hatte.

Ins Bureau ging ich nicht! Hol's der Teufel! Nein, ihr lieben Freunde, jetzt kriegt ihr mich nicht mehr hin; fällt mir gar nicht ein, eure dummen Akten abzuſchreiben.

I·R·MELZ

86. Märzober, zwiſchen Tag und Nacht.

Heute kam unſer Amtsdiener zu mir und forderte mich auf, ins Departement zu kommen, weil es ſchon über drei Wochen ſind, daß ich nicht mehr im Dienſt geweſen bin.

Die Leute ſind ungerecht; ſie zählen nach Wochen; das haben die Juden aufgebracht; allein zum Spaß ging ich doch hin. Der Abteilungschef dachte, ich würde mich vor ihm verbeugen und entſchuldigen. Aber ich blickte ihn gleichgültig — weder zornig noch gnädig — an und ſetzte mich ruhig auf meinen Platz, als ob ich nichts bemerkt hätte.

Ich ſchaute mir all dieſes Kanzleigeſindel an und dachte bei mir: wenn die wüßten, wer unter ihnen ſitzt? Du lieber Gott, was würden die dann in Aufregung kommen. Selbſt der Abteilungschef würde ſich dann vor mir verneigen, wie er ſich jetzt vor dem Direktor verneigt.

Man legte mir ein Bündel Akten vor, damit ich

einen Auszug daraus mache. Allein ich rührte keinen Finger.

Nach einigen Minuten erhob sich eine Unruhe. Es hieß, der Direktor käme. Die meisten Beamten liefen hin und her, um zu zeigen, wie eifrig sie sich beschäftigten; nur ich rührte mich nicht von der Stelle. Als der Direktor durch unsere Abteilung schritt, knöpften sich alle ihre Röcke zu; nur ich tat es nicht. Was schert mich der Direktor? Ich sollte vor ihm aufstehen? Niemals! Was ist er denn für ein Direktor? Er ist ein Stöpsel und kein Direktor. Ein ganz gewöhnlicher, einfacher Stöpsel, mit dem man die Flaschen verkorkt — weiter ist er nichts.

Am meisten amüsierte es mich, als sie mir ein Aktenstück zum Unterzeichnen vorlegten. Sie dachten, ich würde einfach unten aufs Blatt meinen Namen setzen: Tischvorsteher soundso — warum nicht gar! Ich jedoch schrieb gerade auf die Stelle, wo der Direktor zu unterschreiben pflegt, meinen Namen: Ferdinand VIII.

Man muß es gesehen haben, welch ein ehrfürchtiges Schweigen eintrat; allein ich winkte mit der Hand, sagte: „Ich erlasse Ihnen die Ehrfurchtsbezeugungen" und ging hinaus. Dann begab ich mich geradeswegs in die

Wohnung des Direktors. Er war nicht zu Hause. Der Diener wollte mich nicht einlassen, aber ich sagte ihm so kräftig Bescheid, daß er die Hände von mir ließ.

Ich begab mich ohne weiteres ins Toilettenzimmer. Sie saß gerade vor dem Spiegel; als sie mich sah, sprang sie auf und trat zurück. Ich sagte ihr jedoch nicht, daß ich der König von Spanien wäre; ich sagte ihr nur, daß ein Glück sie erwarte, wie sie es sich gar nicht vorstelle, und daß wir trotz aller feindlichen Ränke vereint sein werden. Das war alles, was ich ihr sagen wollte, und so ging ich wieder hinaus.

O, diese hinterlistigen Geschöpfe — die Weiber! Ich habe jetzt erst erkannt, was ein Weib ist. Bis jetzt wußte noch kein Mensch, in wen die Weiber verliebt sind. Ich habe es zuerst entdeckt: die Weiber lieben den Teufel. Ja, ja, ich scherze nicht.

Das kommt alles nur davon, weil sich unter der Zunge ein kleines Bläschen befindet, in dem ein winziges Würmchen von der Größe eines Stecknadelkopfes haust. Und dieses alles macht ein Barbier in der Erbsenstraße. Ich weiß augenblicklich nicht, wie er heißt; allein es

iſt gewiß, daß er in Gemeinſchaft mit einer Hebamme die Lehre Mohameds in der ganzen Welt verbreiten will, und daß infolgedeſſen in Frankreich bereits ein großer Teil der Bevölkerung mohamedaniſch geworden iſt.

Gar keines Datums.

Der Tag war ohne Datum. Ich ging inkognito auf dem Newski Prospekt spazieren. Der Kaiser fuhr vorüber. Alle Anwesenden nahmen die Hüte ab und ich tat desgleichen; allein ich gab nicht zu erkennen, daß ich der spanische König bin. Ich hielt es für unwürdig, hier vor aller Welt mein Inkognito zu lüften, da ich mich doch zuerst bei Hofe vorstellen muß. Mich hielt nur bisher der Umstand davon zurück, daß ich noch kein spanisches Nationalkostüm besitze. Wenn ich doch wenigstens irgendwo ein Mantelett bekommen könnte. Ich wollte schon eins beim Schneider bestellen, aber das sind wahre Esel; überdies vernachlässigen sie ihr Geschäft, treiben Unsinn und treten größtenteils das Pflaster auf den Straßen. Ich habe mich deshalb entschlossen mir ein Mantelett aus meinem neuen Uniformrock, den ich erst zweimal getragen habe, machen zu lassen, aber damit mir diese Halunken nichts verderben, habe ich beschlossen, selbst zu nähen, und zwar bei ver-

ſchloſſenen Türen, damit es niemand ſieht. Ich habe den Rock ganz zerſchneiden müſſen, da das Mantelett einen ganz anderen Schnitt haben muß.

Datum weiß ich nicht mehr.
Monat war auch nicht. Weiß der
Teufel was war.

Das Mantelett ist nun fix und fertig genäht. Mawra schrie auf, als ich es anzog. Allein ich kann mich noch nicht entschließen, mich dem Hofe vorzustellen; die Deputation aus Spanien ist noch nicht angekommen. Es wäre unschicklich, ohne Deputation zu erscheinen; es würde meiner Würde Einbuße tun. Ich erwarte die Deputation von einer Stunde zur andern.

Den erſten.

Das Ausbleiben der Deputation ſetzt mich in Erſtaunen. Was für Umſtände könnten ſie hindern? Sollte vielleicht Frankreich? Das iſt allerdings die am feindlichſten geſinnte Macht.

Ich war auf die Poſt gegangen, um mich zu erkundigen, ob die ſpaniſche Deputation noch nicht eingetroffen wäre. Doch der Poſtmeiſter iſt ſehr dumm und weiß von nichts. „Nein," ſagte er, „hier gibt's gar keine ſpaniſchen Deputationen; aber wenn Sie einen Brief abſchicken wollen, ſo werden wir ihn zur feſtgeſetzten Taxe annehmen." Hol's der Teufel! Was ſoll mir der Brief. Ein Brief iſt Unſinn. Briefe ſchreiben Apotheker, und auch dann nur, wenn ſie ſich die Zunge mit Eſſig befeuchtet haben, weil ſie ſonſt Sommerſproſſen im Geſicht kriegen würden.

Madrid, den 30. Februarius.

Also so wäre ich denn in Spanien. Es ist alles so schnell gegangen, daß ich kaum zur Besinnung kommen konnte. Heute früh erschienen bei mir die spanischen Deputierten und ich stieg mit ihnen zusammen in einen Wagen. Die außergewöhnliche Schnelligkeit erschien mir seltsam. Wir fuhren so schnell, daß wir in einer halben Stunde die spanische Grenze erreicht hatten. Übrigens gibt es jetzt in ganz Europa gußeiserne Wege. Und auch die Dampfer fahren sehr schnell.

Ein merkwürdiges Land, dieses Spanien. Als wir das erste Zimmer betraten, erblickte ich eine Menge Leute mit rasierten Köpfen. Ich erriet natürlich gleich, daß das Granden oder Soldaten sein müssen, weil sie sich die Köpfe rasiert hatten.

Sehr sonderbar erschien mir das seltsame Benehmen des Staatskanzlers, der mich an der Hand führte. Er stieß mich in ein kleines Zimmer und sagte: „Bleib hier sitzen, und wenn du dich nochmals König Ferdinand

nennen wirst, so will ich dir schon die Lust dazu vertreiben."

Ich antwortete natürlich, da ich wußte, daß das weiter nichts als eine Prüfung sein sollte, im verneinenden Sinne, wofür mich der Kanzler mit einem Stock zweimal so derb über den Rücken schlug, daß ich fast aufgeschrien hätte. Doch ich beherrschte mich, da ich mich erinnerte, daß dies eine beim Eintritt in eine hohe Stellung übliche ritterliche Sitte sei, weil in Spanien auch noch heute solche Zeremonien an der Tagesordnung sind.

Als ich allein war, beschloß ich mich mit Staatsgeschäften zu beschäftigen. Ich entdeckte, daß Spanien und China ein und dasselbe Land seien, und daß man sie nur aus Unwissenheit für verschiedene Reiche hält. Ich rate jedem mal versuchshalber den Namen Spanien auf Papier zu schreiben, man wird sehen, daß das genau dasselbe ist wie China.

Mich betrübte nur sehr ein Vorgang, der morgen stattfinden soll. Morgen sieben Uhr wird sich nämlich die Erde auf den Mond setzen: Darüber berichtet auch der berühmte englische Chemiker Wellington.

Offen gestanden fühlte ich mich innerlich beun-

ruhigt, als ich an die außerordentliche Zartheit und Zerbrechlichkeit des Mondes dachte. Das kommt daher, daß der Mond in der Regel in Hamburg hergestellt wird und noch dazu sehr schlecht. Ich wundere mich, daß England der Sache keine Aufmerksamkeit schenkt. Ein lahmer Böttcher, der augenscheinlich keine Ahnung von der Sache hatte, war es, der den Mond fabrizierte. Er nahm Pechdraht und Baumöl dazu — daher kommt auch jener scharfe Geruch auf der ganzen Erde, der den Menschen zwingt, sich die Nase zuzuhalten. Daher ist auch der Mond eine so zarte Kugel, daß dort keine Leute leben können, sondern vielmehr nur Nasen. Und daher können wir auch unsere Nasen nicht sehen, weil sie sich eben auf dem Monde befinden.

Als ich mir nun ausmalte, daß die Erde, die doch ein schwerer Körper ist, unsere Nasen zu Staub zermalmen würde, wenn sie sich auf den Mond setzt, ergriff mich eine solche Unruhe, daß ich eiligst Schuh und Strümpfe anzog und in den Sitzungssaal des Reichsrats eilte, um der Polizei den Befehl zu geben, daß sie der Erde nicht gestatten solle, sich auf den Mond zu setzen.

Die Granden mit den rasierten Köpfen, die ich in

großer Anzahl im Saale des Reichsrats antraf, waren recht verſtändige Leute und als ich ihnen ſagte: „Meine Herren, laſſen Sie uns den Mond retten, denn die Erde will ſich auf den Mond ſetzen," eilten ſie, ſofort meinen Herrſcherwunſch zu erfüllen, und viele von ihnen kletterten an der Wand empor, um den Mond herunterzulangen. Allein in dieſem Augenblick trat der Großkanzler ein. Bei ſeinem Anblick ſtoben alle auseinander. Nur ich, als König, blieb ſtehen. Doch zu meiner Verwunderung ſchlug mich der Kanzler mit dem Stock und jagte mich in mein Zimmer.

Solche Macht haben in Spanien die Volksſitten.

Januar desselben Jahres, der nach dem Februarius kommt.

Ich kann noch immer nicht begreifen, was für ein Land Spanien ist. Volkssitten und Hofetikette sind durchaus ungewöhnlich. Ich begreife nicht, ich begreife nicht, ich begreife durchaus nicht. Heute wurde mir der Kopf rasiert, obgleich ich aus allen Kräften schrie, daß ich nicht das Verlangen habe ein Mönch zu werden.

Was weiter mit mir geschah, als sie mir kaltes Wasser auf den Kopf zu träufeln begannen, weiß ich nicht mehr. Solche Höllenqual habe ich noch nie erduldet. Ich wäre beinahe wahnsinnig geworden, so daß sie mich kaum zurückhalten konnten. Ich kann die Bedeutung dieser seltsamen Sitte durchaus nicht verstehen. Eine dumme, eine unsinnige Sitte.

Unbegreiflich bleibt mir die Beschränktheit der Könige, die diese Sitte bis jetzt noch nicht abgeschafft haben. Nach dem Anschein zu schließen, neige ich fast zu der Annahme, daß ich in die Hände der Inquisition

geraten bin und daß jener Mann, den ich für den Kanzler hielt, vielleicht der Großinquisitor ist. Nur kann ich noch immer nicht begreifen, wie ein König der Inquisition unterworfen werden kann.

Vielleicht hat Frankreich dabei die Hände im Spiel; namentlich Polignac. O, dieser Hund Polignac! Er hat mir den Tod geschworen. Nun hetzt und hetzt er mich, aber ich weiß, Freundchen, daß dich der Engländer dazu anstiftet. Der Engländer ist ein großer Politiker. Überall schürt er das Feuer. Es ist eine bekannte Tatsache und alle Welt weiß es, daß Frankreich nießt, wenn England eine Prise nimmt.

Den 25sten.

Heute kam der Großinquisitor wieder in mein Zimmer; aber ich versteckte mich, als ich von fern seine Schritte vernahm, unter einen Stuhl. Da er mich nicht sah, begann er zu rufen. Zuerst schrie er:

„Poprischtschin."

Ich antwortete nicht.

Dann: „Arenti Iwanowitsch! Titularrat! Edelmann!"

Ich schwieg immer noch.

„Ferdinand VIII., König von Spanien!"

Schon wollte ich den Kopf herausstecken, aber ich besann mich noch zur rechten Zeit und dachte: „Nein, Bruder, mich wirst du nicht betrügen. Ich kenne dich schon: du willst mir wieder kaltes Wasser auf den Kopf gießen."

Doch schließlich erblickte er mich doch und trieb mich mit dem Stock unter dem Stuhl hervor. Der verdammte Stock schlägt recht empfindlich.

Meine heutige Entdeckung entschädigte mich jedoch dafür: ich bin dahinter gekommen, daß jeder Hahn sein Spanien hat, das sich unter den Federn am Schwanze befindet.

Der Großinquisitor verließ mich zornig und drohte mir mit irgendeiner Strafe. Doch ich verachte seine ohnmächtige Bosheit, weil ich weiß, daß er nur wie eine Maschine als Waffe des Engländers wirkt.

Da 34 tum Mt. Ihra.
Tebruar 349

Nein. Ich habe nicht länger Kraft, das zu erdulden. O, Gott, was machen sie mit mir! Sie gießen mir kaltes Wasser auf den Kopf! Sie achten nicht auf mich, sie hören und sehen nicht auf mich. Was habe ich ihnen denn getan? Warum quälen sie mich? Was wollen sie von mir Armen? Was kann ich ihnen geben? Ich habe nichts. Ich bin nicht mehr imstande all ihre Martern zu ertragen, mein Kopf schmerzt und alles dreht sich um mich.

Rettet mich! Gebt mir ein Dreigespann windschneller Rosse. Setz dich, mein Kutscher, klinge, mein Glöcklein, eilt ihr Rosse und tragt mich fort von dieser Welt! Weiter, weiter, daß ich nichts, nichts mehr sehe. Da wölbt sich schon der Himmel vor mir; ein Sternchen schimmert in der Ferne. Der Wald mit den dunklen Bäumen und dem Mondenschein fliegt dahin; ein grauer Nebel breitet sich unter mir aus; eine Saite klingt im

Nebel; auf der einen Seite das Meer, auf der anderen Italien; dort werden auch ruſſiſche Bauernhäuschen ſichtbar.

Schimmert da nicht unſer Haus in der Ferne? Sitzt da nicht meine Mutter am Fenſter? Mutter, rette deinen armen Sohn! Laß eine Träne auf ſein krankes Haupt fallen! Sieh nur, wie man ihn quält! Drück deine arme Waiſe an die Bruſt! Er hat keine Ruhe auf dieſer Welt! Man jagt ihn ....

Mütterchen habe Mitleid mit deinem kranken Kindchen ....

Und wißt ihr auch, daß der Bey von Algier mitten unter der Naſe eine Warze hat?

Inhalt

1. Der Mantel 13
2. Die Naſe 75
3. Eine Mainacht 133
4. Memoiren eines Wahnſinnigen 199

Typographmaſchinenſatz der
Deutſchen Buch- und Kunſtdruckerei, G. m. b. H.,
Zoſſen—Berlin SW. 11

Urteile hervorragender Zeitgenossen über „Die Bücher des Deutschen Hauses"

(aus Briefen an den Herausgeber)

Ich freue mich der guten Idee, die Ihrer Sammlung zugrunde liegt, und der äußerst gelungenen Verwirklichung. Es steht nun durchaus nichts mehr im Wege, den edle, ja zum Teil klassische Werke reifer Erzählungskunst in breite Schichten des Volkes gehen wollen oder sollen, damit sie dort lebendig fortwirken, wo Leben ist, und es erscheint fast unglaublich, daß die hübschen und handlichen Bände so wohlfeil zu bieten sind.

Gerhart Hauptmann.

Es ist erstaunlich, daß diese Ausstattung zu solchem Preise geleistet werden kann, und ich wünsche dem Verlage von Herzen den nötigen großen Absatz, damit das treffliche Unternehmen ergötzend und erbauend fortschreite.

Man spürt die Auswahl eines geschmackvollen Kenners, der in heimischer und fremder Literatur noch gesunde Grundsätze vertritt.

Erich Schmidt.

Die Bestrebungen, dem Volke es zu ermöglichen, in den Besitz seiner Nationalschätze zu kommen, sind aufrichtig zu begrüßen. Diese Schätze sind ja die Blüte seines eigenen Geistes, an denen es sich freuen darf mit seiner reinsten Freude, welche Schiller „Götterfunken" genannt hat.

Ich weiß aus Erfahrung, wieviel ein gutes Buch bei einfachen Menschen, die noch nicht an der Überfülle einer Bibliothek leiden, zu bedeuten hat.

So darf man sicher hoffen, daß das Aussäen guter Bücher und anderer Kulturwerke auch Früchte bringen wird, die in der Stille reifen werden.

So freuen mich, im Ausblick auf die vielen Freuden, welche sie verbreiten werden, die „Bücher des Deutschen Hauses". Die Auswahl der Werke ist vielgestaltig und gut. Die Ausstattung ist handlich und wohlansehnlich. Druck und Papier angenehm.

Die Illustrationen, die jedem Bande beigegeben sind, sind teilweise sehr gut. Sie sind ein Zeichen, daß

unſere deutſche Illuſtrationskunſt auf guten Wegen iſt, daß Humor und Leichtigkeit ſie begleiten, Elemente, welche ſie ausdrucksfähig werden laſſen. Ich glaube nicht unrichtig zu ſehen, wenn ich mir manches durch japaniſchen Einfluß erkläre, ein Einfluß, der ſich ſchon lange bei Engländern und Franzoſen in ihren Illuſtrationen geltend gemacht hat.

Daß die leichtbeflügelte japaniſche Kunſt gar nicht allzuſehr von unſerer eigenen, insbeſondere altdeutſchen Art als Gegenſatz ſich zeigt, habe ich, ſeit ich japaniſche Kunſt kenne, ausgeſprochen. Auch die neuen Wege der Illuſtration halten ſich dadurch frei von naturaliſtiſch-photographiſcher Anſchauung und könnten gerade berufen ſein, zu einem neuen Schaffen aus dem künſtleriſchen Vorſtellungsvermögen.

Die Illuſtrationen ſind eine anregend erfreuliche Beigabe für die Bücher. Daß man ein ſolches Buch für 75 Pfennig verkaufen kann, das verſtehe ich freilich nicht, aber das iſt auch nicht nötig. Ich freue mich, daß dieſer Preis es gar vielen ermöglichen wird, in den Beſitz ſolcher Bücher zu gelangen. Hans Thoma.

Für Ihr Unternehmen: „Die Bücher des Deutſchen Hauſes“ hege ich die wärmſte Sympathie und die auf-

richtigſte Anerkennung. Ich halte es kaum für möglich, eine ſo geſchmackvolle Ausſtattung bei ſo niederem Preis zu überbieten, und glaube zuverſichtlich, daß Sie mit dieſer Bibliothek dem erſtrebenswerten Ziele, weiten Volkskreiſen eine geſunde Geiſtesnahrung zu bieten, um einen weſentlichen Schritt näher kommen werden.

Ludwig Fulda.

*

... deren Inhalt, Ausſtattung und (beſonders) Abſicht mir vortrefflich ſcheint. Ihr Kampf gegen den Schund, Ihr mit praktiſcher Umſicht durchgeführter Plan, an die Stelle dieſes Schundes Tüchtiges und Sauberes zu bringen, verdient alle Förderung.

Maximilian Harden.

*

Mit beſtem Gewiſſen ſtimme ich Ihrem Unternehmen zu. Die Auswahl der Werke, Druck, Ausſtattung und die beigefügten Illuſtrationen haben meinen Beifall, und ich wünſche den ſehr hübſchen und vortrefflichen Büchern, die bei aller Eleganz einen minimalen Preis haben, den beſten Erfolg und weiteſte Verbreitung.

Fritz von Uhde.

*

Ich beglückwünsche Sie zu Ihrer Kollektion. Das ist eine ganz ausgezeichnete Sammlung, ein wahres geistiges Geschenk für unsere Nation. Dabei diese geschmackvolle künstlerische Ausstattung! Ich versichere Ihnen, es ist mir eine Freude, die hübschen Bände zu betrachten und in die Hand zu nehmen. Auch die Wahl der Autoren und Bücher ist vortrefflich.

Richard Voß.

In den „Büchern des Deutschen Hauses" ist dankbar ein Unternehmen von hohem Kulturwert zu begrüßen, da sie durch ihre sorgfältige Ausstattung, durch die kluge und von bestem Geschmack zeugende Auswahl der Autoren und durch eine fast unerklärliche Billigkeit den weitesten Kreisen lesefroher Menschen den Genuß künstlerisch und stofflich anregender Werke vermitteln und damit dem Anreiz zu schlechter Lektüre mit Aussicht auf Erfolg entgegenwirken können.

Max Freiherr von Waldberg.

Was hier rechnerische Kühnheit, moderne Technik und kundiger guter Geschmack vereint zustandegebracht haben,

dürfte wohl wieder einen Höhepunkt in der Geſchichte unſeres Buchhandels bedeuten. Die höchſt gefällige und dabei ſolide Ausſtattung, die leicht lesbare große Schrift, die hübſchen Bilder — 75 Pfennig für einen zwei Finger ſtarken feſten Band unzweifelhaft guter deutſcher Lektüre, das dürfte wirklich noch nicht dageweſen ſein! — Die armen Teufel haben ja bei uns immer ſchon fleißig Bücher gekauft, vielleicht kaufen jetzt ſogar die Reichen welche, die ja bekanntlich Bücher nur — geſchenkt nehmen!

Ernſt von Wolzogen.

Solche Ausſtattung für 75 Pfennig iſt freilich noch nicht dageweſen, und wie ich den deutſchen Bücherkäufer kenne, greift er mit beiden Händen zu.

Wilhelm Raabe.

... den Ausdruck meiner aufrichtigen Überzeugung übermitteln, daß Ihre „Bücher des Deutſchen Hauſes“ ein Unternehmen darſtellen, dem ich große Bedeutung beimeſſe, und von dem ich einſchneidende Erfolge gegenüber der Verbreitung von Schundliteratur erhoffe ...

Ich vergaß gestern zu erwähnen, daß ich auch den so vorzüglichen Illustrationen in Ihren „Büchern des Deutschen Hauses“ große Bedeutung für die Veredelung des Geschmacks gerade in dieser Hinsicht beilege.

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath.

Ich bin erstaunt zu sehen, was Ihre Sammlung für den Preis von 75 Pfennig bietet: einen Band von 300 Seiten, Druck und Papier prima, in solidem und geschmackvollem Einband, das ist wohl noch nicht dagewesen. Und was Sie bieten, ebenfalls prima: alte und liebe Bekannte darunter, die im neuen Gewand sich stattlich präsentieren und zu erneutem Lesen einladen, dazu anziehende neue, und Illustrationen gratis obendrein. Es gibt wirklich für den Leser schlechter und schmutziger Leihbibliotheksware oder für den Käufer elender Hintertreppenliteratur — und schnöder Vordertreppenliteratur füge ich hinzu — hinfort keine Entschuldigung mehr.

Friedrich Paulsen.

Soweit ich übersehen kann, finde ich die Auswahl ganz vorzüglich. Erstaunlich aber den Preis. Da ist ja der ganze Druck, Papier, Ausstattung und Buchbinder

billiger, als ſonſt der Einband eines Buches zu ſein pflegt. Wirklich ganz erſtaunlich . . .

Ich kann dieſen Bänden nur die allergrößte Verbreitung wünſchen, Ihnen aber Glück zu dieſem Gedanken.

Georg Freiherr von Ompteda.

. . . . und finde, daß die Sammlung ſowohl in Ausſtattung wie in Auswahl recht gut iſt und ſich durch einen billigen Preis vorteilhaft auszeichnet. Eine beſondere Empfehlung wird nicht nötig ſein, da dieſe Sammlung ſich ganz von ſelbſt ihren buchhändleriſchen Weg bahnen wird. Friedrich Naumann.

Ihr großartig angelegtes und großartig durchgeführtes Unternehmen hat mich ebenſo überraſcht wie entzückt. Die Wahl, die Sie für die erſten zwölf Bände getroffen haben, erſcheint mir in jeder Weiſe glücklich und läßt erkennen, daß Sie Ihre Aufgabe weitherzig auffaſſen und ſich an Molière halten: daß Sie das Gute nehmen, wo Sie es finden, in der Vergangenheit und Gegenwart, im In- und Ausland. Die Ausſtattung iſt überaus geſchmackvoll, das gute Papier, der ſcharfe

Druck, die diskreten künstlerischen Illustrationen, der gefällige Einband — mit einem Worte, das des Inhalts würdige Äußere wird Ihrem Unternehmen die Wege zu Hunderttausenden bahnen. Am erstaunlichsten aber ist der geradezu unglaublich billige Preis. Mir ist und bleibt es ein Rätsel, wie es überhaupt möglich ist, bei dieser Wohlfeilheit die Kosten zu decken. Also auch kalkulatorisch haben Sie Außerordentliches geleistet.

Paul Lindau.

Die „Bücher des Deutschen Hauses" sind, was die Auswahl wie die Ausstattung betrifft, vortrefflich: Ihr uneigennütziges Unternehmen hat — zumal bei dem fabelhaft billigen Preise der Bücher — hoffentlich günstigen Erfolg, d. h. recht viele Leser.

Freilich ist die Schundliteratur ebensowenig auszurotten als die Schundmalerei oder -musik, denn ein jeder liest, sieht oder hört nur, was er versteht. Immerhin dürfte kein besseres Mittel gegen den Schund zu finden sein als: das Beste gut und billig zu geben.

Max Liebermann.

Ich bin überzeugt, daß Sie mit der Herausgabe der Bücher des Deutschen Hauses eine Kulturtat ersten

Ranges verrichten. Das ist die erste Enteignungsvorlage, der ich aus vollem Herzen zustimme. Sie enteignen die Schundliteratur und besiedeln das deutsche Terrain mit geistanregenden, herzerquickenden Büchern. Glück und Heil auf diesem Wege!

Und noch eines: Häckel hat ein Buch über die Welträtsel geschrieben, aber das rätselhafteste Welträtsel hat er vergessen: wie ist es nur möglich, einen so umfangreichen, so inhaltsvollen, so gutgedruckten, so hübsch gebundenen Band für den Preis von 75 Pfennig herzustellen? Das ist in der Tat in der Zeit der allgemeinen Teuerung das achte Weltwunder.

Alexander Moszkowski.

Keine Frage — hier handelt es sich um einen weiteren Fortschritt im Kampfe gegen die Gleichgültigkeit und Schundliteratur, um einen heißen Kampf, der in der letzten Zeit von verschiedenen Seiten aus mit mehr oder weniger Glück angesetzt wurde. Ich glaube, Sie siegen unter günstigem Zeichen! Wie könnte es auch anders unter so geschulter und erprobter Leitung sein! — Führer und Waffen sind gut — und so wünsche ich denn Ihren erlesenen

Truppen, den „Büchern des Deutſchen Hauſes“, ein herzhaftes und ſiegreiches „Vorwärts“.

Joſeph Lauff.

Ein prächtiges, glückliches Unternehmen fürwahr!

Wie wird ſich das geiſtige und ſittliche Niveau des Volkes heben, wenn ſolche Lektüre in ſeine Mitte dringt. Die Werke ſind ſo vortrefflich gewählt. Und durch das jedem Band angefügte Vorwort wird dem Leſer unvermerkt ein ganzer literarhiſtoriſcher Kurſus beigebracht. Man hört ſo gern etwas über das Schickſal des Verfaſſers und des Buches, wenn letzteres einen gefeſſelt hat — und die Sammlung bringt lauter Feſſelndes. Es ſollte die Sitte einreißen, daß jedes Brautpaar des Mittelſtandes, wie es ſich einen gefüllten Wäſcheſchrank anſchafft, einen mit dieſer Sammlung gefüllten Bücherſchrank einſtellte.

Berta von Suttner.

Die Auswahl der Werke iſt ſehr gediegen, auch gefällt mir, daß alte und neue Werke vertreten ſind. Die Ausſtattung iſt vornehm und geſchmackvoll; der Preis der denkbar billigſte.

Man sollte nach all dem glauben, daß das Unternehmen seinen Erfolg in sich trägt, und das wird wohl auch der Fall sein. Fritz Klimsch.

Fürs erste ist die Ausstattung des Unternehmens reizend geschmackvoll und angesichts des billigen Preises im höchsten Maße überraschend. Vielen Menschen erweisen Sie eine besondere Wohltat durch den schönen Druck. Die Zusammenstellung der Bände auf internationaler Grundlage ist sehr zu begrüßen und noch mehr die Mischung älterer und neuer Literatur, denn nur diese Mischung in der Lektüre ist meines Erachtens die richtige Geistesbildung. Endlich macht es mir eine besondere Freude, daß aus Ihrer Zusammenstellung die Anschauung hervorgeht, das deutsche Haus sei nicht zu verwechseln mit der deutschen Kinderstube. Karl von Perfall.

Wenn die gut ausgewählten, gediegen hübsch ausgestatteten und unglaublich billigen „Bücher des Deutschen Hauses" nicht wirklich vom deutschen Hause aufgenommen werden, so ist der Beweis für die böse Behauptung erbracht, daß im deutschen Hause kein Platz für gekaufte Bücher ist. Otto Julius Bierbaum.

Lauter, wie Sie mit Recht ſagen, wirklich gediegene, wertvolle Werke ſtehen vor mir, und ich ſtaune über deren gute und hübſche Ausſtattung, die bei dem überaus billigen Preiſe nicht genug anerkannt werden kann. Beſonders dankbar werden die Leſer Ihnen ſein für die kleinen Biographien der Dichter, die Ihren Büchern vorgeſetzt ſind. Es müßte mit ſonderbaren Dingen zugehen, wenn dieſe Sammlung nicht außerordentlichen Abſatz fände. Jeder, deſſen inniger Wunſch es iſt, daß ſchlechte Bücher im großen Publikum durch gute verdrängt werden, wird gewiß das Seine zur Erreichung dieſes ſchönen Erfolges beitragen.

Marie von Ebner-Eſchenbach.

Ihr Beſtreben, dem Leſepublikum eine gewählte Lektüre zu bieten und es abzulenken von dem Genuß einer wohlfeilen Schundliteratur, iſt ſehr anerkennenswert, und ich kann die bisher getroffene Auswahl aus den Werken der deutſchen und Weltliteratur nur billigen. Ich bin überzeugt, daß ſich durch Ihre „Bücher des Deutſchen Hauſes“ auch in weniger bemittelten Kreiſen eine Hausbibliothek herſtellen läßt, welche dem Hausweſen zur Zierde und dem Beſitzer zu dauerndem Genuß gereicht. Rudolf von Gottſchall.

Die „Bücher des Deutschen Hauses“ sind mehr als ein literarisches Werk: sie stellen eine Tat von sozialer Bedeutung dar. Das deutsche Volk wird durch diese feinsinnig ausgewählten, wundervoll ausgestatteten und überraschend billigen Bände die Freude am Besitz einer eigenen Bücherei kennen lernen. Besser und aussichtsreicher kann der Feldzug gegen die Schundliteratur nicht eröffnet werden. Und noch eins: Die Freude an den „Büchern des Deutschen Hauses“ wird viele deutsche Männer von stumpfsinnigen allabendlichen Bierhaussitzungen zurückhalten. Ein Ziel, aufs innigste zu wünschen.

Paul Oskar Höcker.

*

Das ist ja eine ausgezeichnete Idee, durch eine billige Volksausgabe in derartigen stattlichen und künstlerisch vollendeten Bänden dem Volke die Meisterwerke der klassischen wie der modernen Literatur zugänglich zu machen. Ich beglückwünsche Sie dazu und freue mich, daß es Ihnen möglich geworden ist, in jedenfalls recht mühe- und aufopferungsvoller Tätigkeit, verbunden mit einem solch edlen Zielen nachstrebenden Verlage, ein Unternehmen ins Leben zu rufen, das als veredelnde

Kulturgabe des deutschen Volkes ein wirkliches Ereignis darstellt und von allen idealen Schriftstellern im höchsten Grade geschätzt und gewürdigt werden muß. So möge denn die deutsche Literatur nicht nur außen an der Schale des Nation stehen, sondern tief in ihr Herz dringen, was meinem innigsten Wunsche entspricht.

Josef Kohler.

Die Bücher sind angekommen und erfüllen uns mit Bewunderung, soviel Bravheit, Behagen und Schönheit geht von ihnen aus.

Michael Georg Conrad.

Ihr Unternehmen, dem deutschen Volke gediegene Literatur zu vermitteln, begrüße ich mit ganz besonderer Freude, und es scheint mir, daß der Anfang ein glücklicher ist. Graf von Hoensbroech.

Zum Drachenkampf mit der Schundliteratur holt Rudolf Presber wuchtigen Streiches aus, und jeder, der es mit unserem Volke gutmeint, wird diesem beherzten, kraftfrohen Kämpen aus freudigem Herzen beistimmen

müſſen, iſt doch ſeine Tat — die Herausgabe der „Bücher des Deutſchen Hauſes“ — eine Kulturtat edelſten Sinnes. Der Mann, der ſich allzeit als feinſinniger Dichter und Erzähler erwieſen hat, iſt gerade hier als geſchmackvoller Auswähler und Pflücker des Beſten und Köſtlichſten aus den Schatzhäuſern eigenen und fremden Schrifttums wie kein anderer an den richtigen Platz geſtellt. Heil und Gedeihen ſeiner frohen, weitausſchauenden Idee!

Heinrich Vierordt.

Literariſch feinſinnig gewählter Inhalt, gutes Papier, vorzüglicher Druck und künſtleriſcher Buchſchmuck — und das alles für 75 Pfennig!

Wenn ein ſolches Werk nicht tiefergreifenden Einfluß auf Geſchmack und Bildungsfreudigkeit des deutſchen Volkes üben ſollte, dann wäre freilich jeder Kampf mit der Schund- und Schandliteratur ausſichtslos!

Franz von Schönthan.

Die höchſte Anerkennung muß man Ihnen ausſprechen für das von Ihnen herausgegebene Unternehmen „Die Bücher des Deutſchen Hauſes“. Es vereinigen ſich hier alle Vorzüge, die man an ein Buch ſtellen

kann: beſte, ausgewählte Literatur mit billigſtem Preis, ſchönem Druck und geſchmackvoller Ausſtattung. Wer auf ſolche Weiſe den höchſten Geiſtesſchätzen aller Zeiten und Völker Eingang zu verſchaffen verſteht bei der großen Maſſe der Unbemittelten, der verdient als ein wahrer Menſchenfreund gefeiert zu werden.

Wilhelm Trübner.

Die Idee ſcheint mir ganz prachtvoll, und ich bin feſt überzeugt, daß der Verlag nicht ſoviel Bücher wird liefern können, als verlangt werden. Die „Bücher des Deutſchen Hauſes“ ſind unſerem Volke ſicher ein willkommenes herrliches Geſchenk, und die Auswahl, die Sie bis jetzt getroffen haben, bürgt dafür, daß man jedem weiteren Band mit einer freudigen Überraſchung entgegenſehen darf.

Albert Baſſermann.

. . . gelobet ſollen Sie ſein für Ihren wohlbedachten und kräftig geführten Kampf gegen die Schundliteratur der deutſchen Hintertreppen, für die „Bücher des Deutſchen Hauſes“, Ihre hellen und ehrlichen Kampfgenoſſen, die

wie Licht und Sonnenſchein kommen und die Winkel auskehren wollen. . . .

Ein wahrhaftes Schütteln des Kopfes aber erregt mir der Preis: wie Sie ein ſolches gebundenes Exemplar für 75 Pfennig in die Welt ſetzen können, iſt mir ein buchhändleriſches Rätſel. Aber ebendieſes Preisrätſel wird die Löſung ſein für den Erfolg.

Max Dreyer.

Die Auswahl ſcheint mir vortrefflich, die Berückſichtigung aller Länder und verſchiedener Zeiten höchſt glücklich, die Ausſtattung iſt vorzüglich, das Prinzip, modern zu ſein und damit den augenblicklichen verwöhnten Anſprüchen zu genügen, iſt nicht abzuweiſen. Auch die Beigabe der Illuſtrationen, aus demſelben Grundſatze ſtammend, vielen etwas zu bieten, iſt nicht abzulehnen. . . .

Wie es möglich iſt, einen derart gedruckten Band auf anſtändigem Papier mit allerlei preiswerten Beigaben für 75 Pfennig herzuſtellen, iſt mir ein Rätſel.

Ludwig Geiger.

Der ſtaunenswert billige Preis für das gebundene Buch hebt die Sammlung über alle derartigen

volkstümlichen Unternehmungen des In- und Auslands. Die Auswahl nur guter, das heißt lesenswerter Werke scheint mir, nach der Probe zu schließen, wohl gelungen, namentlich reizvoll ausgestattet finde ich Hoffmanns „Elixiere des Teufels“ und Goethes „Die Leiden des jungen Werther“. Es ist zu wünschen, daß auch Autoren und Verleger moderner Werke das Unternehmen unterstützen, dessen ästhetisch-kultureller Wert über jedem Zweifel steht. Denn — wie Sie dem hübschen Band Zschokke als Motto vorgesetzt haben —: Wenn auch Bücher nicht gut oder schlecht machen, besser oder schlechter machen sie doch.

Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Die bisher geschaffene Auswahl bürgt für Ihre umsichtsvolle Leitung, die nur Gutes und jedem etwas bietet. Der Preis dieser eigenartig, geschmackvoll ausgestatteten Bände, die mit ihren grünen Rückenschildern auch äußerlich ein hübscher Schmuck des Bücherschrankes sind, ist ja erstaunlich niedrig. Für den Kampf gegen die Schmutz- und Schundliteratur sind die „Bücher des Deutschen Hauses“ mit Freude zu begrüßen.

Gustav Falke.

Ich glaube bestimmt, daß Ihre Sammlung „Die Bücher des Deutschen Hauses" den Kampf gegen die Schundliteratur wirksamer aufnehmen wird als mancher Verein mit seinem Programm. Denn im Anfang war die Tat und nicht das Wort. Sie bieten unter dem schlichten Titel Unterhaltungsliteratur viel von dem Besten und nichts Schlechtes. Sie bieten das Gute und zu einem Marktpreise, der allen kleinen Leuten die Erwerbung der hübschen Bände gestattet.

Was mich aber noch mehr als der Geschmack in Auswahl und Ausstattung, mehr als der erstaunlich billige Preis gefreut hat, das ist ein Nebenumstand: der große, nichtaugenfeindliche Druck. Es gibt Bibliotheken, die um ihrer Verbreitung wie um ihres Inhalts willen Kulturtaten genannt zu werden verdienen, die aber wegen ihres kleinen Drucks nicht ungefährlich sind. Wem seine Augen so lieb sind wie gute Poesie, dem sei Ihr Unternehmen bestens empfohlen.

Fritz Mauthner.

*

Es ist meine ehrliche Überzeugung, daß das Unternehmen den Dank aller aufrichtigen Freunde des Volkes verdient, weil es wohl die bestmögliche Art eines

Kampfes gegen die Schundliteratur darstellt. Als ich den ersten Band zufällig in die Hand bekommen hatte und von dem ganzen Unternehmen noch weiter nichts wußte, war mir schon die treffliche Ausstattung, der schöne Druck und das überaus handliche Format angenehm aufgefallen, und ich habe nicht wenig gestaunt, als ich erfuhr, diese Musterpublikationen sollten zu einem so unglaublich billigen Preise verkauft werden. Ich denke, die Bücher müssen einfach mit Jubel begrüßt werden und sich im deutschen Hause den Platz erobern, den sie verdienen. Sie müssen den Schund da verdrängen, wo er heute noch beliebt ist, und die Lücke ausfüllen in den nur allzuvielen Haushalten, wo's überhaupt keine Bücher gibt. Und als hochwillkommene Ergänzung werden sie wohl von den Bemittelten begrüßt werden, die bereits eine Bücherei ihr eigen nennen. Für besonders günstig halte ich den Umstand, daß die Bände solide gebunden sind; vor dem gehefteten, leicht zerrissenen Buch hat das Volk nicht viel Respekt. Das aber muß seine Besitzlust erwecken! Auch das Programm der ersten 25 Bände scheint mir in seiner Reichhaltigkeit ausgezeichnet.

Fritz von Ostini.

Es ist einem eine unwillkürliche Freude, die schönen Bücher mit ihrer munteren und doch so geschmackvollen Farbe, mit ihrem schönen, soliden Leineneinband in Händen zu halten und zu durchblättern. Auch Papier und Druck sind nur zu loben. Und ein solcher Band für 75 Pfennig zu kaufen! Wer hätte bei uns in Deutschland noch vor 15, 20 Jahren so etwas für möglich gehalten! — Gewiß: Das ist ein sehr segensreiches Unternehmen! Und es wird gewiß sein Teil zu der Umgestaltung und Ausgestaltung unseres Buchhandels beitragen.

Johannes Schlaf.

Urteile der Presse über „Die Bücher des Deutschen Hauses"

Adolf Stein schreibt in der Zeitschrift „Der Deutsche":

In der Herausgabe der „Bücher des Deutschen Hauses" steht ein im Geiste des mächtig emporwachsenden deutschen Volkstums überaus freudig zu begrüßendes Unternehmen vor uns, das zu seinem Begründer und Beleber den rasch und glücklich zugreifenden Rudolf Presber hat. Eine prachtvolle Reihe von Werken aus der deutschen und ausländischen erzählenden Literatur! Neben klassischen Werken sind anerkannte Romane und Erzählungen lebender Autoren sowie markante Neuerscheinungen in der Sammlung vertreten. Der sehr billige Preis der geschmackvoll gebundenen Bücher von durchweg 300 Seiten — es handelt sich also um Bände, nicht um zierliche Bändchen — dürfte das meiste dazu beitragen, die schöne Hoffnung des gemeinnützigen Unternehmens, „daß in jeder Familie, ob hoch oder nieder, in kurzer Zeit eine Bibliothek zu finden sein

wird, die sich nach Inhalt und Ausstattung sehen lassen kann," bald in vollem Maße erfüllen. Vor mir liegt ein Verzeichnis der bis jetzt teils erschienenen, teils geplanten Bände. Was für ein prachtvoller Strom lebendiger Bildung will da in unser nach gesunder geistiger Nahrung verlangendes Volkstum hinüberfluten! Sollte da nicht in die stillen, verträumten Dörflein eine Woge starken Lebens hineingetragen werden können, eines Lebens, das unsere Zeit braucht und immer rückhaltloser heischt! Die jungen Burschen und die jungen Mädchen, die in ihren Feierstunden noch viel zu viel inhaltlosem, verödendem Tand nachhängen, könnten sich hier ein Gärtlein pflanzen, in dem das Wandern an Sonntagen und nach Feierabend von reichster Freude wäre. Das ist fürwahr ein Ziel, nach dem das Laufen sich verlohnt.

Den stattlichen Reigen der „Bücher des Deutschen Hauses" eröffnet Goethes „Werther". Sodann kommt Otto Ludwig mit seiner schlichten, aber gewaltig aufrüttelnden, im Tragischen wie im Idyllischen gleich vollkommenen Erzählung „Zwischen Himmel und Erde". Und dann die von Geist und Geistern durchwirbelten „Elixiere des Teufels" von Th. A. Hoffmann, eine der reifsten und farbigsten Erzählungen des Gespenster beschwörenden und bannenden Dichters, durch die die tiefe Idee geht, daß eine rasche,

unbedachte Tat ein Menschenleben bis in seine letzten Wurzeln verderben kann. An diese drei Werke schließt sich die Schöpfung eines noch lebenden deutschen Erzählers, des greisen Friedrich Spielhagen, „Deutsche Pioniere", eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert, die alle Vorzüge des leidenschaftlichen Erzählers, der den deutschen Roman aus der Kleinbürgerlichkeit herausgehoben und aus der müden, kampfscheuen Behaglichkeit zu einer tatenfrohen, stolzen und reichen deutschen Arbeits- und Kampfesherrlichkeit gebracht hat. Dann nenne ich noch die Erzählung Max Kretzers „Die Sphinx in Trauer", die alle Vorzüge der Kretzerschen Erzählungskunst in reichem Maße zeigt und die zu den neueren Werken des Autors gehört. Das Buch ist von leidenschaftlicher Tiefe und bunter Belebtheit. So ließen sich aus der vorliegenden Sammlung, deren erste Reihe 25 Bände umfassen soll, leicht noch manche sehr wertvolle Bücher herausgreifen. Ich will mich damit begnügen, noch einige Werke ausländischer Autoren aufzuführen, die sämtlich in guten Übersetzungen vorliegen: Thackeray, Balzac, Dickens, Tolstoi, Björnson und Puschkin. Dem sehr verdienstlichen Unternehmen muß man ein herzliches Glückauf! zurufen.

Thomas Mann ſchreibt in den „Münchener Neueſten Nachrichten“: Dr. Rudolf Presber, der liebenswürdige Erzähler, ſchickt mir zwölf Bücher, zwölf handliche Bände in eigenartiger Uniform, die alle auf dem erſten Blatt den Titel „Die Bücher des Deutſchen Hauſes“ tragen. Er ſchreibt mir dazu, daß dieſe zwölf Bände die erſte Serie einer fortlaufenden Publikation darſtellen, von der jede Woche ein neuer Band erſcheinen ſoll und die nach einem lange von ihm gehegten Wunſch und Plan „den ehrlichen Kampf gegen die Schundliteratur aufnehmen will, indem ſie dem Volk wertvolle Lektüre aus dem Schatz deutſcher und fremder Literatur der Gegenwart und Vergangenheit in gediegener Ausſtattung zu leicht erſchwinglichem Preiſe bietet. Der Herausgeber wünſcht zu hören, ob es ihm und dem Verlag gelungen iſt, im Sinne dieſes volksfreundlichen Programms ſchon in den Anfängen Achtbares zu leiſten, wünſcht, daß ich ihm in kurzen Worten meine Meinung über ſein Unternehmen ſage. Das tu' ich gern. Da er aber mein Sprüchlein ausdrücklich für die Öffentlichkeit beſtimmt, ſo ſehe ich nicht ein, warum ich's nicht ſelber gleich öffentlich ſagen ſoll. Unter den Äußerungen der ſozialen Liebe iſt wohl die ſchönſte das vielfältige Beſtreben unſerer Tage, dem Volke, den geiſtig Unberatenen und wirtſchaftlich Schwachen gute Kunſt, gute

Bücher zuzuführen. Aber von allen Verſuchen in dieſer Richtung ſcheint dieſer mir die höchſte Anwartſchaft auf Erfolg zu beſitzen. Zunächſt iſt die Auswahl mit ungewöhnlich pädagogiſchem Takt getroffen, ſo zwar, daß unter den erſten zwölf Bänden ſich kein Werk findet, das nicht zweifelloſen Wert mit leichter Zugänglichkeit, Kunſthöhe mit Unterhaltſamkeit verbände. Da iſt Goethes „Werther“ und Balzacs „Frau von dreißig Jahren“; da ſind die Weihnachtserzählungen des großen Dickens und Thackerays „Diamant“; die Grimmſchen Märchen, Hoffmanns „Elixiere“ und Geſchichten von Zſchokke; da iſt Otto Ludwig mit zwiſchen „Himmel und Erde“, Spielhagen mit den „Deutſchen Pionieren“, Tolſtoi mit den „Koſaken“ vertreten, und die Serie ſchließt mit einem guten Band Kretzer und einer Erzählung des Schweden Nicolai. Was will man mehr? Ich mache mich anheiſchig, mit dieſen zwölf Büchern ein Vierteljahr lang mutterſeelenallein auf dem Lande zu exiſtieren. Aber das eigentlich Erſtaunliche iſt die Ausſtattung — zuſammen mit dem Preiſe, für den ſie geboten wird. Die Bücher ſind in einem modernen Geſchmack durabel und ſtattlich gebunden. Sie zeigen auf ſtarkem Papier einen geräumigen und angenehmen Druck. Unterrichtete Literaten ſchrieben die Einleitungen. Geſchickte Zeichner lieferten den Bildſchmuck. Und dieſe Bücher, deren Laden-

preis man unbedenklich auf mindeſtens zwei Mark fünfzig ſchätzt, koſten Stück für Stück fünfundſiebzig Pfennig. Das iſt wohl unerhört. Zu einem ſolchen Preiſe ſind wohl noch niemals Bücher, die der eleganteſten Bibliothek nicht zur Unehre gereichen würden, auf den Markt gebracht worden. Es iſt klar, daß auf dieſe Weiſe kein Geſchäft gemacht werden kann. Dies Unternehmen iſt kaum ein „Unternehmen“ im zeitgemäßen Sinne. Hier wirkt ein reiner, uneigennütziger Wille im Dienſt einer guten und liebevollen Sache — ein Wille, den man nach Kräften ermuntern und fördern ſoll, wie dieſe Zeilen es zu tun verſuchen.

Die Bücher des Deutschen Hauses

Herausgegeben von Rudolf Presber.

In gleicher Ausstattung gelangen zur Ausgabe:

I. Reihe.

1. Goethe: Die Leiden des jungen Werther.
2. Otto Ludwig: Zwischen Himmel und Erde.
3. E. T. A. Hoffmann: Die Elixiere des Teufels.
4. Friedrich Spielhagen: Deutsche Pioniere.
5. Zschokke: Hans Dampf. Kleine Ursachen.
6. Max Kretzer: Die Sphinx in Trauer.
7. Thackeray: Der Diamant.
8. Balzac: Die Frau von dreißig Jahren.
9. Brüder Grimm: Märchen.
10. Dickens: Weihnachtserzählungen.
11. Nicolai: Zur Neujahrszeit.
12. Tolstoi: Die Kosaken.
13. Karl Grunert: Der Marsspion.
14. Spanische Novellen.
15. Hans Hauptmann: Auf tönernen Füßen.
16. Henri Murger: Bohême.
17. Deutscher Humor. 1. Band.
18. Björnson: Synöve Solbakken.
19. Jean Paul: Dr. Katzenbergers Badereise.
20. Gespensternovellen.
21. Cauter, Fahrendes Volk.
22. Gerstäcker: Die Flußpiraten. 1. Bd.
23. Gerstäcker: Die Flußpiraten. 2. Bd.
24. Deutscher Humor: 2. Band.
25. Puschkin: Pique Dame.

II. Reihe.

26. Heinrich von Kleist: Novellen.
27. Lewin Schücking: Agathens Geheimnis.
28. Walter Harlan: Die Dichterbörse.
29. Karl Immermann: Der Oberhof.
30. Gogol: Novellen.
31. Friedrich von Oppeln-Bronikowski: Der Rebell.
32. Charles Dickens: Klein Dorrit I.
33. Charles Dickens: Klein Dorrit II.
34. Richard Nordhausen: Die rote Tinktur.
35. Guy de Maupassant: Novellen.
36. Ed. A. Poe: Die denkwürdigen Erlebnisse des A. G. Pym.
37. Margarethe Wolf-Meder: In den Sielen.
38. Arthur Achleitner: Geschichten aus den deutschen Alpen.
39. Sterne: Tristram Shandy.
40. Max Bittrich: Spreewaldgeschichten.
41. Cervantes: Don Quixote I.
42. Cervantes: Don Quixote II.
43. Hermann Heiberg: Fluch der Schönheit.
44. Joseph von Eichendorff: Aus dem Leben eines Taugenichts.
45. Léon de Tinseau: Der Mitgiftjäger.
46. Max Nordau: Zur linken Hand I.
47. Max Nordau: Zur linken Hand II.
48. Verga: Novellen.
49. Emil Zola: Ein Blättlein Liebe.
50. Fritz Reuter: Ut mine Stromtid.

Jeder Band 75 Pfg. — 1 Krone — 1 Frc.

PG 3334 .G5 1908 C.1
Novellen /
Stanford University Libraries

3 6105 040 141 223

DATE DUE			

MAR 26 1990

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004